

Schwarzgelbe Bändchen Band 4
Hulda Mical - Wie Julchen den Krieg erlebte

Patriotisches
Jugend- u. Volksbildungswerk
Österreichs Ruhmeshalle
Herausgegeben v. Anton Herget
2. Abteilung
Schwarzgelbe Bändchen

1916

Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase
Prag, Wien, Leipzig

Hulda Mical

Wie Julchen den Krieg erlebte

Buchschmuck von Marie Griengg

Alle Rechte vorbehalten. Druck
von A. Haase, k. u. k. Hof-
buchdrucker, Prag Annahof.

1916

Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase
Prag, Wien, Leipzig



Meiner lieben Heimat
zu eigen.

An meine großen Leser!

Mein Büchlein ist in einer Zeit entstanden, in der die Eindrücke des Weltkrieges mit einer Macht auf mich einströmten, die fast der Urtgewalt der Kindheitserlebnisse gleichkam.

Damals ist in mir die Frage wachgeworden: „In welcher Unendlichkeit muß das alles an der Kindesseele vorüberrauschen?“ So bin ich in einsamen Stunden in das Land meiner Kindheit gewandert und habe versucht, noch einmal mit Kinderaugen zu schauen.

Mein Büchlein möchte eine Brücke sein zwischen der großen und der kleinen Welt. Den Kindern möchte es die tausend Rätsel und Wirrnisse des Lebens klären helfen, den Großen einen Abglang des Wunderreiches bieten, in dem auch sie einmal gelebt haben.

Das Urteil, ob es mir gelungen ist, diese Brücke zu bauen, bleibt meinen kleinen und meinen großen Lesern überlassen.

Ich wills zufrieden sein, wenn es nur eine der beiden Aufgaben glücklich gelöst hat.

St. Pölten, am 29. Jänner 1916.

Gulda Mical.



Wie der Krieg ausbrach.

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn man zum erstenmal Ferien hat.

Vorerst die Aussicht auf eine unendlich lange Zeit, in der man rein gar nichts zu tun hat, als sich vergnügt machen — eine ungezählte Reihe herrlicher Tage vor sich mit blauem Himmel und grünen Wiesen, mit lustigem Bade im klaren Flusse und köstlichen Waldspaziergängen mit Beerenjuchen und Zapfenklaubern.

Und dabei doch wieder ein Gefühl der Wehmut, der erste Abschluß im kleinem Leben. Das erste Vorbei! —

Es war Schlußfeier in der Schule. —

Klein Julchen stand in der ersten Reihe unter den Mädchen aus der ersten Klasse und lauschte in andächtigem Staunen den wunderschönen Liedern, die die großen Mädchen aus der Bürgerschule sangen.

Sie war ganz eingehüllt in Feierlichkeit. — Der große, weite, geschmückte Saal, die vielen weißen Mädchen — alle frisch gewaschen und sauber gekämmt

— und vor ihr die Mütter und Väter mit gerührten Gesichtern.

In der vorletzten Reihe hatte sie ihre Mutter und ihren Bruder Hans entdeckt, der zeigte verstohlen mit dem Finger auf sie.

Ganz vorne in der Mitte saßen die vornehmen Herrn, der Herr Bürgermeister, der Herr Inspektor und — — ja und wer noch alles! — Julchen wußte die Namen und Titel nicht anzugeben — sie wußte nur, daß es sehr vornehme Herrn waren. Sie sahen auch sehr ehrwürdig aus.

Zu den hohen Fenstern flutete das Sonnenlicht herein, vom Garten grüßten die hohen Bäume und der lachende Sonnenhimmel, und in alle diese Feierlichkeit mischte sich leiser, weicher Lannenduft, der von den Reifigkränzen herrührte, mit denen das Standbild des Kaisers geschmückt war.

Wie eine strahlende, märchenhafte Verheißung klang es darüber hin. „O, Hain voll kühler Schatten, du grünes Paradies“ — eine Welt in Tönen. —

Ob Julchen jemals auch ein so großes Mädchen sein würde und auch so wunderbar schön singen könnte? Schier unerreichbar schien es dem kleinen Ding.

Nun hörte sie den Herrn Bürgermeister sprechen, dann noch einen Herrn und noch einen. Zuletzt sagte noch der Herr Oberlehrer den Kindern, daß sie auch in den Ferien brav und sitzsam bleiben, und im nächsten Schuljahre die Schule wieder fleißig besuchen sollten. —

Klein Julchen nahm sich fest vor, das alles gewiß zu tun, — aber sie war schon sehr begierig, ihr

Schulzeugnis zu bekommen. Endlich, endlich hieß es: „Julie Waldbauer!“ Wie ihr das Herz pochte! Ob es doch ganz gewiß wieder lauter Einsen wären, wie in den drei vergangenen Zeugnissen? Es war ihr wahrhaftig bange, denn sie erinnerte sich daran, daß ihr gerade in den letzten Wochen die Tintenteufel arg zu schaffen gemacht hatten.

Nun hielt sie die Schulnachricht in der Hand. — O, wie schön! — Wieder lauter Einsen! — Sogar bei den Schulversäumnissen stand einer. Das war damals, als der Herr Doktor den bösen Zahn herauszog, der sie Tag und Nacht gequält hatte. Es mußte doch nicht zu arg gewesen sein mit den Klecksen. —

Immer wieder schaute sie das Blatt an, ob es auch wirklich lauter Einsen bleiben. — Dann sah sie genau nach, was oben in den Kästchen stand, und ob auch zu jedem Lehrgegenstande ein Einsen da war. Ja, so sind die Kinder! — Klein Julchen sah, daß lauter Einsen, nur Einsen dastanden, aber es mußte doch nachgesehen werden, ob es stimmte: Sittliches Betragen 1, Fleiß 1, Religion 1 — und so weiter die ganze Reihe.

Mitten in diese Betrachtungen erkönte wieder das Harmonium, alle Leute standen ehrerbietig auf — und aus tausend jungen Kehlen erklang das „Gott erhalte“. Voller Begeisterung sang Julchen mit. Das war der letzte Abschluß, das letzte, weihevollte Ausklingen, reiches Erleben.

Nun war alles vorbei! — An der Hand der Mutter ging klein Julchen nach Hause und Hänschen trippelte auf der anderen Seite.

Ja, der konnte wohl stolz sein auf seine große Schwester! Lauter Einsen! „Du, Hansi, aufs Jahr mußt

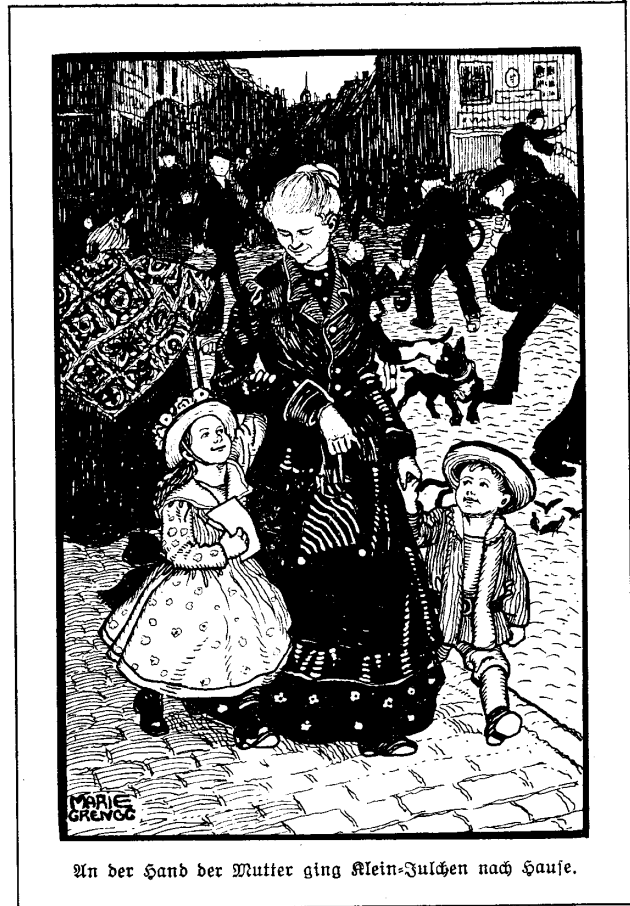
du auch lauter Einser haben!" mahnt Julchen mütterlich.

Dann kommt ihr wieder der Schulschluß in den Sinn. Ganz sonderbar ist ihr zumute, daß die Schule nun wirklich aus sein sollte. — Heute war der erste Ferientag — und dann kam noch einer und noch einer und so viele, so viele, daß Julchen es gar nicht ausdenken konnte.

„Mutter, wird der Vater eine Freude über das Zeugnis haben?“ sagt sie, „glaubst du, wird er mich wirklich zur Großmutter nach Knittelfeld fahren lassen?“ — „Freilich, Mauselr,“ sagt die Mutter und küßt ihr braves Mädel auf das blonde Köpfchen. „Unser Julchen war ja brav!“ Und dann erzählt sie der Kleinen von den Herrlichkeiten der grünen Steiermark. O, wie sich das Juletl darauf freut!

Julchens Eltern wohnen an der Südostgrenze der Stadt im Arbeiterviertel. Es ist eine Welt für sich, ein großer viereckiger Häuserblock, der aber durch freundliche Gärten, die ihn von allen Seiten umgeben, seine Herbheit verliert. In nächster Nähe liegt der schöne Hammerpark, mit seinen uralten Bäumen. Eine große, lange Wiese, die für die Kinder eine Unendlichkeit ist, dehnt sich gegen die Stadt zu aus und läßt allen Geräuschen, die von dort herdringen, freien Raum. Am unteren Ende der Wiese steht am inneren Gürtel der Stadt das Amtsgebäude mit dem Sitze der Bezirkshauptmannschaft und anderer wichtiger Ämter.

Nach Hause gekommen, hatte die Mutter alle Hände voll zu tun. Die Kinder müssen ins Alltagsgewand gefeckt werden, das Mittagessen erfordert seine Arbeit. — Wie gut, daß der Weg in die Schule nicht



An der Hand der Mutter ging Klein-Julchen nach Hause.

weist ist, so sind die drei bald daheim. — Küche und Zimmer hat die Mutter in Ordnung gebracht, bevor sie vom Hause fortging.

Wie der Vater nach Hause kommt, läuft ihm die Kleine von weitem entgegen: „Vater, Vater! Da schau her, lauter Einsler! Geld, jetzt darf ich auch nach Knittelfeld?“ „Ja,“ sagt der Vater, — „im August, — wenn kein Krieg kommt.“ — „Krieg? woher soll denn ein Krieg kommen, Vater? Kommt denn einer?“ „Gott gebe es, daß keiner kommt,“ sagte der Vater und schaut ganz ernst drein. — „Geld, Vater, weil's den Thronfolger ermordet haben, das Fräulein in der Schule hat's uns erzählt.“ — „Du, Vater, kommt der Krieg wirklich? — Wann kommt er denn schon?“ — „Wie schaut's denn da aus im Krieg? — Reiten da die Soldaten durch die Stadt? — Kommt da der Kaiser nach St. Pölten? Ist da gar keine Schule?“ Hundert Fragen zugleich überstürzen sich. Und das Hänschen piepst auch dazwischen.

Lächelnd zieht der Vater sein Mädel an sich. „Wir wollen den lieben Gott bitten, daß er keinen bösen Krieg schickt“ — und dann erzählt er der Kleinen, so gut er es selbst weiß — hat er doch noch keinen erlebt — wie es im Kriege zugeht. —

Mit weifen Augen hört das Kind zu. — Daß es so etwas gibt! Schrecklich muß es sein! — Und dabei ist sie doch neugierig darauf. Nach Knittelfeld möchte sie aber auch gar zu gerne.

Hänschen ist voll Begeisterung. „Hurra!“ schreit er, „das muß sein!“

Am Nachmittage spielte Klein-Julchen mit ihrer Schulfreundin Mißi und mit dem Brüderlein auf der

Wiese. Vor lauter Umhertollen vergaß sie ganz auf den Krieg und was ihr der Vater davon erzählt hatte.

Aber als sie abends still in ihrem Bette lag, da mußte sie immer und immer wieder daran denken. —

In frohem Spiel und Sommerlust verging die erste Ferienwoche. Was gäb es nicht alles für Vergnügen für ein gesundes, munteres Kind auf der schönen, grünen Wiese draußen!

Da sagte eines Tages der Vater beim Mittagessen zu seiner Frau: „Mutter, ich glaube, es wird ernst. — Der Botschafter hat das Ultimatum überreicht.“ — „Glaubst du wirklich?“ sagte die Mutter und stand von ihrem Sitze auf. — „Ach, es wird doch hoffentlich alles noch gut werden!“ Dabei wurde sie ganz bleich und sah den Vater mit ängstlichen Augen an.

„Nun, wenn's sein muß, so gehen wir halt mit!“ meint er ganz heiter, aber der Mutter kommen die Tränen in die Augen. „Nein, nein, das kann nicht sein!“ sagte sie und schlingt den Arm um ihn.

Klein-Julchen schaut ganz verdutzt drein. Was ist das nur, ein Ultimatum? Was denn das sein mag, daß es einen Krieg macht? Eben will sie darum fragen, da denkt sie wieder daran, daß der Vater gesagt hat, er geht mit. Und da vergißt sie, um das Wort Ultimatum zu fragen. Was meint der Vater damit, daß er sagt, er geht mit? In den Krieg gehen nur die Soldaten und der Vater ist doch keiner! Er hat gewiß nur Spaß gemacht.

Schon will sie drüber lachen, da sieht sie das ernste Gesicht der Mutter und nun wird ihr auf einmal bange. — „Geld, Vater, du hast nur einen Spaß ge-

macht — gelt ja! — Du bist doch kein Soldat?“ Und sie wartet ängstlich auf das erlösende Nein. —

Gewiß, der Vater wird nein sagen. Sie fühlt schon, wie ihr eine schwere Last vom Herzen fallen wird, wenn sie es hört. Gespannt blickt sie ihn an, als wollte sie ihm das Nein von den Lippen herabnehmen.

Aber der Vater sagt nicht „nein“, — er sagt ganz etwas anderes. — „Ja, freilich, Mauferl, freilich muß ich mit! Ich bin doch auch Soldat gewesen und wenn der Kaiser ruft, so muß ich ihm folgen. Und bei Gott, ich will's mit Freuden tun!“ —

Ein ganz eigener Glanz liegt in Vaters Augen. Julchen ist es, als spräche er gar nicht zu ihr, nicht zur Mutter. — Wie zu einem Unsichtbaren, Unbegreiflichen. Sie schmiegt sich ängstlich an die Mutter. „Gelt, Mutterl, gelt, es kommt kein Krieg!“ — Und die Mutter weiß selbst nicht, was sie tun soll, das Julerl trösten, oder sich selbst Trost beim Vater holen, oder dem Schicksal kühn ins Auge sehen.

Nur Hänschen ist munter und kann nicht begreifen, warum alles so ernste Gesichter macht. Es ist eben noch gar so ein kleiner Kerl und die Eltern wollen ihm Herz und Kopf nicht unnötig schwer machen.

Was nützt alles Vorherberaten und in die Zukunft schauen! Es kommt doch alles wie es kommen soll. Uns armen Menschenkindern bleibt nichts übrig, als ruhig abwarten, was die Zeit bringt, und bemüht sein, immer so zu handeln, daß wir vor keinem Menschen, auch vor uns selbst nicht erröten müssen. Gut sein und brav sein, und alles andere steht in Gottes Hand.

So denken wohl Vater und Mutter und gehen wieder ihrer Beschäftigung nach. Auch Klein-Julchen läuft wieder auf die Wiese und spielt. Es ist aber nicht mehr wie sonst — sie kann nicht mehr so ausgelassen froh sein, selbst wenn sie für ein paar Stunden vergißt, was der Vater gesagt hat. — Es ist ihr so eigen bange ums Herz — wie vor einem Gewitter.

So deutlich fühlt das kleine Herzchen die Ohnmacht gegenüber dem Schicksal. Wie ein großes, dräuendes Untier wälzt es sich heran, und die schwachen Händchen strecken sich vergebens, es abzuwehren.

Es war am 28. Juli 1914. Die Mutter hatte schon die Kinder zu Bette gebracht. Sie stand am Fenster und blickte in die dunkelblaue Sommernacht hinaus. Die Bäume rauschten leise im sanftesten Abendwinde und über den Dachgiebeln der Stadt schwamm die rötlich-gelbe Scheibe des abnehmenden Vollmondes. — Es war eine traumhaft schöne Nacht.

In solchen Stunden fühlt sich der Mensch dem Unendlichen näher als sonst — alles Kleine, alles, was uns in den lauten Stunden des Tages beschäftigt und erregt hat, sinkt zurück vor der unendlichen Majestät der ruhenden Natur.

Hänschen hatte kaum sein Abendgebet gesprochen, als er auch schon schlief wie ein Murmeltier. In gleichmäßigem Takte folgten seine Atemzüge und bestärkten jedem Zuhörer, daß der kleine Mann da fest im Schlummer lag.

Klein-Julchen schlief noch nicht, sie lag halb wach im Bette, sah zur Mutter hin, die am Fenster stand, sah nebenher die hohen Äste der Bäume in den Him-

mel ragen und fühlte wohligh die kühle Abendluft um ihre Stirn streichen.

Es war ganz still im Zimmer. — Horch, was war das! Ein Klang erhob sich und schwoh zu immer mächtigerem Tönen und zulezt erbrauste mit allgewaltiger Macht ein Sang von tausend und abertausend Stimmen durch die Nacht: „Gott erhalte, Gott beschütze, unsern Kaiser, unser Land“. Und danach ein Hochrufen, so laut und mächtig wie Sturmeswogen, daß die Luft unter dem dröhnenden Schalle erbeftete.

Klein-Julchen lag still in ihrem Bettchen und rührte sich nicht. Es drang zu mächtig auf sie ein. — Sie wußte mit einemale: das ist der Krieg, — und wußte nicht woher. —

Und da stand schon die Mutter an ihrem Bettchen, nahm sie auf den Arm und küßte sie wortlos immer und immer wieder. Dem kleinen Schläfer strich sie nur leise über die Stirne, um ihn nicht aus seinem Schlummer zu wecken.

Von der Stiege her hallten schwere Männer-schritte. — Das war der Vater. Leise drehte sich der Schlüssel in der Thür und nun war er da, bei Weib und Kind.

Das Telegramm war eingelangt, daß Serbien das Ultimatum nicht angenommen hätte und daß darauf die Kriegserklärung Osterreich-Ungarns erfolgt sei. In freudiger Begeisterung waren die Bewohner der Stadt vor das Amtsgebäude geeilt, in dem der Stellvertreter des Kaisers, der Herr Bezirkshauptmann wohnte, und hatten das Lied angestimmt, das Volk und Kaiser aufs innigste verbindet.

Unter den vielen tausend Stimmen, die an Julchens Ohr gedrungen waren, hatte auch der Vater mitgesungen, hatte auch er seinem Kaiser unverbrüchliche Treue bis in den Tod gelobt.

Es waren heilige Stunden. — Bis tief in den Morgen hinein währte das Singen und Hochrufen. Durch alle Straßen und Gassen zog die begeisterte Menge und pries den Kaiser und das Vaterland, daß seine Stunde gekommen sei.

Was nun Julchen in den nächsten Tagen und Wochen erlebte, das wird sie in ihrem Leben nie vergessen und wenn sie hundert Jahre alt wird.

Mit dem 28. Juli war für sie ein ganz neues, großes Leben angebrochen. Schlag auf Schlag folgten einander die Ereignisse, von denen immer eins wunderbarer war als das andere und einem kaum Zeit ließ zum Atemholen.

Kein Mensch sprach mehr von Knittelfeld und von der Sommerfrische. Alles, alles wurde verschlungen von dem Hauche einer großen, gewaltigen Zeit.

Bald war an allen Straßenecken der Aufruf des Kaisers zu lesen, der sein Heer zu den Waffen rief. Anfangs dachte wohl niemand, zu welsch' ungeheurer Flamme der Funken werden sollte, den Mörderhand in ein friedliches Land geschleudert hatte. Man sprach nur von einem Kriege gegen Serbien, der sollte in einigen Wochen erledigt sein.

Es gab aber doch des Wunderbaren und Aufregenden genug zu sehen. —

Als erstes Regiment sollten die Neunundvierziger ausrücken. Das Hausregiment. Kein Wunder,

daß sich die Bewohner bemühten, den Abschied so feierlich als möglich zu gestalten.

Alles gab gern und freudig, um den abziehenden Brüdern noch eine Freude zu bereiten. Die Geschäftsleute spendeten lange Wurststangen und dicke Käsestreifen, andere schenkten Schokolade und Zuckertl, wieder andere Naschwerk.

Frauen vom Roten Kreuz gingen von Haus zu Haus und sammelten Geld für die Verwundeten. Auch Julchens Mutter hatte eine Krone hergegeben, trotzdem sie nicht reich war. Aber wer gibt nicht gern in so schwerer Zeit? Durfte sie doch den Vater noch behalten, da nur ein Teil des stehenden Heeres ausgehoben wurde.

Julchen sah alle diese Anfänge des Krieges mit an, später half sie selber fleißig mit. — Wie das noch alles kommen sollte, davon dämmerte ihr freilich noch nichts. Hänschen aber verbrachte den ganzen Tag auf der Wiese mit Hurrarufen und Soldatenspiel.

Am 2. August sollten die Neunundvierziger abziehen. Am Abend vorher war die Angelobung auf dem Rathhausplatze.

Der Rathhausplatz ist das Herz der Stadt. Alles öffentliche Leben geht von ihm aus und strömt wieder in ihn zurück.

Es gibt keine öffentliche Feier, für die er nicht seine Bedeutung hätte. Für jedes militärische Fest, für Schützen-, Turner- und Gesangvereinsfeste, für alles bildet er den Mittelpunkt.

Nur bei den Kirchenfesten läuft ihm der Domplatz, der Sitz der Hauptkirche, den ersten Rang ab.

Aber ein wichtiger Knotenpunkt ist er auch an diesen Tagen. Hat er doch zu Fronleichnam seinen eigenen Altar und am Sonntage nachher geht von der Franziskanerkirche, die dem Rathhaus gegenübersteht, ein eigener Fronleichnamszug weg.

Viele Leute behaupten, daß dieser Zug sogar viel schöner sei, als der am eigentlichen Fronleichnamstage.

In Friedenszeiten spielte auf dem Rathhausplatze jeden Dienstag abend die Militärmusik und am 2. November findet hier jedes Jahr die Angelobung des Landwehrregimentes statt.

Es ist aber auch nicht leicht ein Platz so sehr zu öffentlichen Aufzügen geeignet wie dieser.

Schon das Rathhaus an und für sich ist ein mächtiger Anziehungspunkt.

Zwei lange Reihen mächtig hoher Häuser schließen gastlich ein großes Rechteck ab. Die eine Schmalseite wird von dem altherwürdigen Rathhause mit dem plumpen achteckigen Turm gebildet, der, eigensinniger Weise just um ein Fenster von der Mitte aus verschoben, in die Höhe strebt, und daneben steht noch ein altes Bürgerhaus im Schnörkelstile des 18. Jahrhunderts.

An der zweiten Schmalseite erblicken wir das Franziskanerkloster mit seinem breiten Türstücke, das auch im Barockstile gehalten ist, und daran schließt sich in starrer Einfachheit das Kloster mit seinen kleinen Fenstern und dem hohen steilen Dache.

Hinter dem Kloster erhebt sich der zarte schlanke neue Turm, der erst vor wenigen Jahren ausgebaut wurde. Trotzdem man versucht hat, ihn im Sinne des ganzen Gebäudes zu gestalten, nimmt er sich doch aus

wie ein vorwitziger Neuling, der ganz erstaunt ist, in so ehrwürdige Gesellschaft geraten zu sein.

Nur seine Glocken haben noch den altmodischen heimlichen Pfarrglockenton. Wer sie läuten hört, in dem erwecken sie jederzeit das Gefühl der behaglichen Mittagsstunde.

Die Häuser an den Längsseiten tragen alle den Stempel angenehmer Bürgerlichkeit, nicht zu hoch, keines hat mehr als zwei Stockwerke, und nicht zu niedrig; jedes von ihnen sagt: „Hier ist's gut sein!“

So bietet der Platz eine weite Fläche, die zu mannigfacher Bewegung Raum läßt, wobei aber eine freundliche Begrenzung den Eindruck des Oden, Verlassenen verhindert.

In der Mitte des großen Viereckes steht die Dreifaltigkeitssäule mit ihren steinernen Engeln und Heiligen, umgeben von marmornen Wasserbecken, in die aus eisernen Röhren das klare Wasser plätschert, und erinnert die Bewohner an die traurigen Zeiten, da Pest, Hunger und Krieg das Land verheerten. Auf den dicken Eisenketten, die den Brunnen umgeben, schwingen sich beständig mutwillige Kinder, trotzdem sie Gefahr laufen, sich bei dieser Belustigung den Kopf zu zerschlagen.

Auf diesem Platze, der durch Jahrhunderte der Bewohner Leid und Freud mit angesehen hatte, sollte auch die Beerdigung der Truppen stattfinden. Hier sollten die Soldaten ihrem Herrn und Kaiser Treue geloben bis in den Tod.

Klein-Julchen sah mit ihrer Mutter und Hänschen bei einer befreundeten Familie zum Fenster hinunter. Der Vater war in der Arbeit.

Ei, wie heute der Platz schön war. Von allen Dächern wehten bunte Fahnen und die Fenster waren mit Reifigkränzen und Blumen geziert.

Nun wendet Julchen den Blick nach unten.

Das war ein Menschengewoge! So viele und so viele! Wie ein Ameisenhaufen sah das aus. Große und Kinder, Männer und Frauen in dichtem Gedränge und dazwischen junge Mädchen in weißen Kleidern mit schwarzgelben Schleifen am Arme und Sammelbüchsen in der Hand.

Wie sollten da die Soldaten auch noch Platz finden?

Soviel zu schauen und zu staunen gab es, daß die Kinder aus dem Fragen gar nicht herauskamen. Und immer wieder war die gute Mutter bereit, zu antworten und zu erklären, so gut sie es selber wußte.

Von ferne hörte man die Klänge der Musik. — Hei, wie jetzt alles im Zimmer zum Fenster drängte! Kaum, daß Julchen einen Spalt frei behielt, durch den sie den Kopf stecken konnte! Die Mutter stand noch weit hinter den Kindern und hielt sie mit den Händen fest. — Ob sie wohl überhaupt etwas sah? — Ja, daran dachte das Julchen freilich nicht, trotzdem sie ein gutes, liebes Kind war. — Wie hundert- und hundertmal vergißt die Jugend über sich selbst und ihren Wünschen diejenige, die ihr am teuersten auf der Welt ist, und vergeht doch kein Augenblick, in dem die Mutter nicht ihres Kindes denkt!

Kriegerisch erklang die Musik. Sie spielten den Prinz Eugen-Marsch. — Wieder ein tiefer, mächtiger Eindruck auf das junge Gemüt — und doch ganz anders als am Abende der Kriegserklärung. Dort

das höchste Gefühl der Weihe — so feierlich und heilig, daß es Worte nicht ausdrücken können. Heute Kriegsbegeisterung und Kampfeslust. — So merkwürdig lag Klein-Julchen der Klang im Ohr — wie die Kriegesfurie selbst — wie der eiserne Schritt der Geschichte.

Schon erschienen die ersten blauen Uniformen; die Menge wich zurück — immer blauer und blauer drängte es nach, in immer neuen Reihen schwoh die Flut, bis sie den ganzen Platz erfüllte wie ein blaues Meer. — Und über dem Meere heilige Stille. —

Ein Offizier las mit weithin tönender Stimme den Schwur — und alle die Tausend hoben die Hand und schwuren. — Dann trat der Priester auf den Sockel und segnete die Truppen. Lauflos knieten sie nieder und entblößten das Haupt. Und darauf wie ein Ruf zum Himmel die Klänge des herrlichen Liedes, von der Musik gespielt: „Vater, ich rufe dich“.

Klein-Julchen fühlte, wie der Arm zitterte, der sie hielt — aber sie hatte zuviel mit Sehen und Hören zu tun, um sich umwenden zu können. Hätte sie es getan, sie hätte zwei Tränen sehen müssen, die sich unaufhaltsam in die Augen einer Frau drängten, der aus dem Bilde da drunten ihre eigene Zukunft ahnungsvoll entgegendämmerte.

Nun zogen die Truppen ab. Ein blühender Regen aus den Fenstern, begleitet von stürmischen Heilrufen, überschüttet sie.

Als die Truppen abgezogen waren und Julchen hochrot im Gesichte vor Erregung, vom Fenster herabkletterte, war die Mutter heiter wie gewöhnlich, nur streichelte sie ihre Kinder öfter und inniger als sonst.

Julchen war nun wieder ganz beruhigt. Es war ja nur ein ganz kleiner Krieg mit Serbien, in dem ihr Vater rein gar nichts zu tun hatte. Sie hatte aber auch den lieben Gott schön genug gebeten, er solle es so machen, daß der Vater daheim bleiben könne.

Am nächsten Tage zogen die Hesser ins Feld. Manch einer von den jungen Burschen aus der Fabrik, in der Julchens Vater arbeitete, war dabei — und da die Kinder gar zu sehr baten, so entschloß sich die Mutter, mit ihnen in die Kremserstraße zu gehen, durch die die Soldaten zum Bahnhofe ziehen sollten.

Wie der Rathhausplatz das Herz der Stadt ist, so ist die Kremserstraße ihre Schlagader. Wie jeder Festzug vom Rathhausplatze ausgeht, so führt jeder unfehlbar in die Kremserstraße. Hier wohnt auch der Herr Bürgermeister, und den Abschluß der Straße bildet der Bahnhofsplatz mit dem langgestreckten Bahnhofsgebäude. Alle Fremden, die vom Bahnhof kommen, strömen durch die Kremserstraße in die Stadt, daher gibt es hier auch die schönsten Kaufläden.

Nur wenige Stunden im Tage ist die Kremserstraße menschenleer. Zu den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten erhält sie ihr eigenes Gepräge. Von früh bis abends herrscht reges Leben, aber am buntesten geht es in der Zeit von 4—7 Uhr zu. Auch am Sonntag Vormittag gibt es ein dichtes Menschengewoge. Sonntag nachmittags aber, besonders in der kühlen Jahreszeit, wird die Kremserstraße zum Spaziergange. Da gehen gepuzte Menschenkinder unaufhörlich hin und wider, vom Bahnhofe bis zum „scharfen Eck“, wo die drei Hauptstraßen in der Stadt zu-

sammentreffen, und wieder zurück und so weiter und lachen und scherzen und sind guter Dinge.

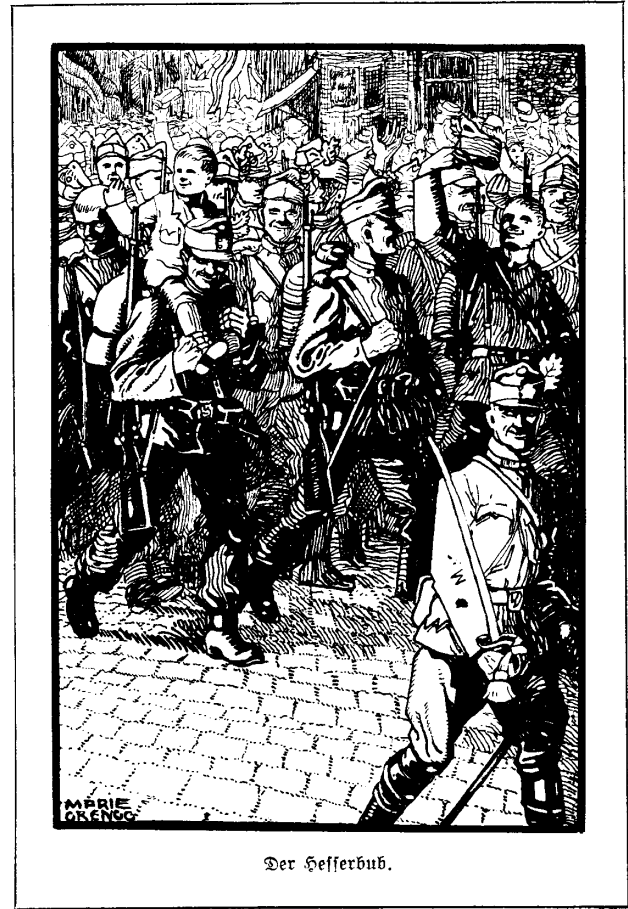
Wer mit seiner Zeit nichts Rechtes anzufangen weiß, sich vergnügt machen und Menschen sehen will, der geht in die Kremserstraße — und er kommt immer auf seine Rechnung.

Julchen stand mit ihrer Mutter und mit dem Brüderchen am Ende der Straße, dort wo sie in den Bahnhofplatz übergeht, nahe bei einer der großen elektrischen Bogenlampen, die abends den Platz so schön erleuchten.

Was gab es da heute alles zu sehen und zu hören! Dem Julchen wurden Augen und Ohren zu wenig. Voran ging die Militärmusik, mit Blumen geschmückt, und spielte einen Marsch um den andern. Erst den Landwehrmarsch, dann den „Prinz Eugen“ und den „guten Kameraden“ und noch viele andere. Und hinterdrein marschierten die Soldaten in Reih und Glied in festem Schritte und mit leuchtenden Augen.

Nein, wie die Soldaten lustig waren! — Jeder von ihnen hatte ein Sträußchen an der Kappe, die meisten auch noch einen Strauß in der Hand, ja manch einer trug einen ganzen Blumenkranz um den Leib gewunden. Viele hielten bunte Fähnchen, andere wieder Inschriften auf hohen Stangen, wie „Hoch Osterreich“, „Mit vereinten Kräften“ und dergleichen mehr. Und das war ein Winken mit den Händen und ein Rufen und ein Grüßen! Und von den Dächern wehten die Fahnen in bunten Farben.

Zu beiden Seiten der Straße standen die Menschen in dichten Reihen. Hatte doch fast jeder einen teuren Verwandten oder lieben Bekannten unter der



Der Hesperbus.

jungen Schar. Manch einer von ihnen winkte dem Julchen im Vorbeigehen zu, manch einer rief ein fröhliches „V'hit Gott!“

Dort trägt ein Soldat einen kleinen Knaben auf dem Tornister. — Das ist der „Hesserbub“, der mit in den Kampf zieht. — Seine Mutter war gestorben, als er noch ganz klein war, und da hatte er nun schon zwei Jahre mit dem Vater allein gewohnt, als die Einberufung kam. Das Kind war nicht zu bewegen, sich vom Vater, der sein Alles auf der Welt war, zu trennen, und so war er zuerst mit ihm in die Kaserne gezogen und ging nun mit ins Feld. — Später haben ihm die Hesser sogar eine Uniform machen lassen, daß er auch äußerlich einem Soldaten gleich.

Aus den Fenstern grüßte Lächerwinken und Blumenwerfen. Das war ein Jubel unter den Soldaten! War einer geschickt, so fing er die Sträußchen aus der Luft, gelang es nicht, so bückte er sich und hob es vom Boden auf und lief dann doppelt schnell, um wieder in die Reihe zu gelangen.

Nun kam der Huber Franz, der nebenan wohnte. Das Sträußchen, das er trug, hatte Julchen selbst gepflückt. — Als er an ihrer Mutter vorbeikam, schwenkte er die Kappe und dann reichte er über die Kameraden herüber die Hand. „Grüß Gott! Frau Waldbauer! Auf Wiedersehn!“ „Heil und Sieg“, tönte es ihm nach. Der kleine Hans schrie wieder aus Leibeskräften „Hurra!“ und winkte mit beiden Händchen.

Ei, der Abmarsch schien Julchen wunderschön. Wenn nur nicht so viele Leute geweint hätten!

Weinen sehen konnte sie gar nicht, da mußte sie gleich schnell ein paarmal hintereinander schlucken, daß ihr nicht selber die Tränen kamen. — Als sie zur Mutter sah, und bemerkte, wie ihre Augen feucht schimmerten und rote Ränder hatten, da war es um sie geschehen und sie mußte auch furchtbar weinen und sie wußte doch ganz genau, daß der Vater nicht fort mußte.

„Gelt, Mutter, alle erschießens' nicht? Gelt nein? — und wenn einer auch eine Kugel kriegt und wenn's der Herr Doktor herausnimmt, so muß er nicht sterben? Und gelt, jede Kugel trifft nicht? — und oft gehts daneben?“ Die Mutter hatte ihre liebe Mühe, die Kleine zu beruhigen. So schwer ihr ums Herz war, sie mußte lächeln über die liebevolle Besorgtheit ihres Kindes und über die sonderbaren Fragen, die Julchen stellte. Gern ließ sich das Julchen trösten und als sie daheim ankamen, hatte sie die feste Überzeugung, daß das Kriegsführen doch nicht so schrecklich gefährlich sei. — Man mußte nur recht achtgeben, dann konnte nichts geschehen.

Dem kleinen Hans hatten die geschmückten Krieger gar sehr gefallen. Nun ging's an ein gewaltiges Betteln um Mühe und Säbel. — Na, wenn er recht brav wäre, wollt's die Mutter kaufen, aber da hieß es schon recht artig sein. Wenn der Vater nach Hause käme, ließe sich vielleicht mehr darüber reden.

Auf dem Heimwege traf die Mutter mit einer bekannten Frau zusammen. Die sagte ganz geheimnisvoll zu ihr: „Frau Waldbauer, haben sie schon gehört? Allgemeine Mobilisierung.“ — Was war denn das wieder? Und warum wurde denn die Mutter

wieder so bleich, als sie das hörte? Julchen mußte recht gut aufmerken, damit sie erfahren konnte, was es war. Etwas Gutes sicher nicht, das merkte sie genau.

„Was wird's denn da mit ihrem Mann werden?“ meinte die Frau, „er hat doch auch gedient?“ „Freilich,“ seufzte die Mutter — dann aber richtete sie sich hoch auf und sagte ruhig: „Und wenn es sein muß, — in Gottes Namen! Ich will's ihm nicht schwer machen! Wir alle stehen in Gottes Hand. So Gott will, wird er ja wieder gesund zurückkommen!“ Dann reichte sie der Frau die Hand und ging gleich mit den Kindern weiter.

Sie war so in Gedanken versunken, daß sie gar nicht merkte, wie sich in den Straßen Gruppen bildeten, die alle in lebhaftem Gespräche begriffen waren, sie sah auch die dichte Menschenmasse nicht, die sich vor den Schaufenstern des Zeitungsverschleißers drängte. Immer rasch weiter ging sie, der Wohnung zu, als ob sie dort Erlösung von all dem finden müßte, was ahnungsvoll vor ihr aufstieg. — Als ob daheim plötzlich alles nicht wahr wäre.

Es ist ein merkwürdiger Zug des Menschen, daß er beim Hereinbrechen eines großen Unglücks das Bestreben hat — fort! — nur fort! — dann wird alles gut. Und trägt doch der arme Tor sein eigenes Leid überallhin mit sich.

Ja, nun wußte Julchen noch immer nicht, was das lange fremde Wort bedeuten sollte. Aber wie Zentnerlast lag's auf ihrem kleinen Herzchen. — Eine Angst vor etwas ganz Unsagbaren schnürte ihr die Kehle zu. — Wenn sie nur wußte, was das Wort bedeutet! — Und merkwürdig, wenn sie fragen wollte,

dann fehlte ihr auf einmal der Mut. — Nein, lieber nicht fragen. Und wieder redete sie sich ein: „Wer weiß, was die Frau gemeint hat. Vielleicht war es gar nichts vom Krieg.“ — Aber vom Vater hat sie gesprochen und die Mutter ist so bleich.

Der Hansl macht sich keine Gedanken darüber. Ein Schaufenster, in dem kriegerisches Spielzeug zu sehen ist, zieht ihn mächtig an. Was für herrliche Säbel und Trommeln und Kanonen und Gewehre! Alles, alles soll die Mutter auf einmal kaufen.

Wie sie nach Hause kommen, steht eine Gruppe Frauen beisammen im Hofe. „Frau Waldbauer!“ ruft eine von ihnen. „Jetzt ist es wirklich wahr. Allgemeine Mobilisierung.“ „All-ge-mei-ne Mo-bi-li-sie-rung“ wiederholte Julchen leise vor sich hin, sie mußte sich das schreckliche Wort gut merken. — Die Frau fuhr fort: „Wir haben den Russen den Krieg erklärt, alle waffenfähigen Diener müssen einrücken. Auf dem Rathaus steht es schon angeschlagen.“ —

Nun war es also doch wahr. „Kommt, Kinder,“ sagte Frau Waldbauer, „wir schauen zum Rathaus“ — und schnell, schnell, daß die kleinen Füße kaum nachkommen konnten, eilte sie hin. Da stand das alles nun groß und deutlich in unbarmherzigen Buchstaben gedruckt und ließ keinen Zweifel mehr — und keine Hoffnung. — Ein Krieg sollte ausbrechen, wie ihn die Weltgeschichte noch nie gesehen.

Als das Julchen die Kundmachung an dem Rathaus gelesen hatte, die zwar manches Unverständliche für sie hatte, aber doch deutlich genug sagte, daß nun der große Weltkrieg ausgebrochen sei, da war ihr, als stünde auf einmal alles in der Welt still. — Als müßte

der Himmel aufhören, blau zu sein, die Sonne zu scheinen, der Regen zu fallen, — als gäbe es nie eine Schule mehr, keinen Gottesdienst, als müßten alle Läden gesperrt werden, alle Sprachen verstummen. Alles, alles verschlungen von dem einen Großen, Schrecklichen, Unfaßbaren, das ihr den Vater rauben sollte.

Für ein paar Augenblicke stand sie ganz versteinert, dann aber brach ein wohlthätiger Tränenstrom aus ihren Augen und ein heftiges Schluchzen schüttelte den ganzen kleinen Körper. — Sie hatte das Gefühl, als müßte sie nun fortweinen in alle Ewigkeit.

Als sie der Hansl so weinen sah, heulte er natürlich aus Leibeskräften mit, obwohl er eigentlich nicht recht wußte warum, denn er freute sich doch auf den Krieg. Aber als er das Schwesterlein weinen sah und der Mutter trauriges Gesicht, da wurde ihm ängstlich und so war es wohl das Beste, gleich mitzuweinen. Er war auf einmal auch ganz furchbar unglücklich, der kleine Mann.

Nebenhin mußte er immer an seine Mütze und seinen Säbel denken. Die würde er jetzt wohl nicht bekommen, da alles so traurig war. Und da ging das Weinen noch einmal so gut. Wenn man nun doch keinen Säbel bekam, so wollte man um das mehr loslegen mit den Tränen.

Und die arme Mutter stand zwischen den zwei jammernden Kindern mit dem großen Weh im Herzen und mußte doch der Trost sein für drei teure Menschenkinder. — Alles Eigene zurückdrängen, gefaßt sein, wo das Herz zerspringen will vor Jammer, stark sein, wo

sie vor Schwäche versinken möchte, andere aufrichten, wo sie selbst gebrochen ist — arme Frau Waldbauer! — Eine Aufgabe von schier übermenschlicher Größe lag vor ihr!

„Julerl, sei still, sei ein gutes Mädel!“ sagt sie, „schau, der Himmelvater will's so haben, da müssen wir uns fügen. Schau, du bist meine Große, du mußt mir helfen, daß wir's dem Vater leicht machen.“ Kaum wollen die Worte aus dem Halse heraus. Es würgt und würgt und mit eiserner Gewalt pochen die Tränen an das verschlossene Thor. Aber Frau Waldbauer ist stark. — Sie will nicht weinen und sie weint nicht. Tragen doch tausend Frauen mit ihr zugleich dasselbe Schicksal. Nicht Mutwille fordert ihr Leuerstes, sondern die harte Not des Vaterlandes. Nein — sie darf nicht nachgeben. — Sie will und muß eine starke deutsche Frau sein. —

Nun wendet sie sich zu Hänschen: „Hansi, gescheit sein! Ja? — Schnell aufhören zu weinen! Willst selbst ein Soldat werden und spielst jetzt den Heulpeter! — Eins, zwei, drei! Der Vater darf keine Tränen sehen. Komm!“

Und sie wischt ihm mit seinem Taschentüchlein die Tränen aus den Augen. „Wenn der Hansl brav ist, gib't's dann auch eine schöne Mütze und einen blanken Säbel.“ —

Hansl beginnt zu schwanken. Das Weinen ist eine schöne Sache, wenn man einmal tüchtig drinnen ist. Aber der Säbel, — hm, — der ist vielleicht doch noch besser — — und eine Mütze dazu! — Greifbar deutlich schwebt die herrliche Ausrüstung vor seinen Augen — nein da gib't's keine Wahl mehr. Schnell noch

ein paar kurze Abschiedschluchzer — und er kommt sich schrecklich tugendhaft vor, daß er so schnell gefolgt hat.

Bei Julchen geht es nicht so einfach.

Das weint und schluchzt in ihr immer noch fort, so fest sie sich vornimmt, aufzuhören. Immer neu entringt sich der Gedanke ihrem kleinen Hirn: Der Vater muß fort. Bald. — Vielleicht morgen schon. — „Und wenn sie ihn erschießen — —“ so oft sie an den Punkt kommt, läuft ein Zittern durch ihren Körper und sie muß wieder und wieder weinen.

Endlich stößt sie unter Tränen hervor: „Bitte, liebe Mutter, sag was zum Lachen, sonst kann ich nicht aufhören.“ Und die gute Mutter fängt an Geschichten zu erzählen, vom gestiefelten Kater, vom Fischer und seiner Frau, vom Schwan kleb' an, eine spaßiger als die andere. Sie sieht ganz vergnügt aus dabei. —

Anfangs wird sie noch von einigen Seufzern Julchens unterbrochen. Bald hängen beide Kinder gespannt an ihren Lippen, und als sie zur großen Wiese kommen, hat Julchen trockene Augen.



Der Abschied.

In den nächsten Tagen erfolgten nun die vielen gegenseitigen Kriegserklärungen. In der Zeit vom 28. Juli bis 28. August hatten die verbündeten Staaten Österreich-Ungarn und Deutschland sieben Feinde erworben. Serbien, Rußland, Frankreich, Belgien, Montenegro und England, dazu noch das ferne asiatische Japan.

Die Stadt war wie umgewandelt, seitdem der Ruf des Kaisers an sein Volk ergangen war. Von den Dächern wehten beständig die bunten Fahnen. Die Anschlagtafeln zeigten ein merkwürdig einförmiges Ansehen. Fast nur die weißen Zettel mit dem roten Kreuze waren angeklebt, die die Mitbürger zu werktätiger Nächstenliebe aufforderten und daneben überall der Ruf des Kaisers „An meine Völker!“

In den Schaufenstern waren nur solche Dinge ausgestellt, die für den Krieg von Bedeutung waren. Feldstiefel und Gamaschen. Schlaffäcke und Taschenlaternen, Eßschüsseln und Feldflaschen, Uniformen und Militärwäsche, Kriegskarten und Pläne, Kriegslieder und Bücher mit kriegerischem Inhalte, ja sogar

in den Spielwarenhandlungen sah man nichts als Säbel und Gewehre, Luftschiffe und Automobile, Helme und Soldatenmützen, Trommeln und Fahnen, Festungen und Geschütze. Hänschen war gar nicht von der Stelle zu bringen, wenn er vor ein solches Schaufenster geriet.

Zu tausenden strömten die Ersahmänner in die Stadt, jeder Zug brachte neue Scharen, so daß sie zuletzt die Häuser nicht mehr fassen konnten. Da saßen sie auf ihren Soldatenkoffern in den Straßen und Gassen, in den Gärten und Anlagen und jeder suchte sorgsam ein Plätzchen aus, wo ihn die brennende Augustsonne nicht allzusehr treffen konnte. Es waren junge, frische Burschen darunter, voll Kampfeslust und Jugendmut, aber auch ernste, besonnene Männer, mit langen Bärten und nachdenklichen Mienen. So manchem von ihnen mischten sich schon Silberfäden ins Haupthaar. Viele hatten Weib und Kind daheimgelassen und Haus und Hof und Geschäft. Dem einen und dem andern stand noch die Abschiedsträne im Auge.

Aber in Gottes Namen, wenn es denn sein mußte, so gingen sie alle freudig ins Feld für die gerechte Sache und für der Heimat angestammten Boden. Bei Gott! Den sollte kein Fremdling je als Sieger betreten, solange noch ein Österreicher lebte.

Unter der Hitze des Tages hatten die armen Männer sehr zu leiden und voll Durst drängten sie sich um die Wasserstandplätze, die die Frauen der Stadt an mehreren Stellen errichtet hatten. Junge Fräulein mit der schwarzgelben Binde am Arme schenkten eifrig ein und jede hatte zwei bis vier Kinder um sich, die fleißig

mithalfen. Oft warteten ja gegen zwanzig Eingetricke zugleich auf den kühlenden Trunk. Brave Knaben holten in großen Kannen immer frisches Wasser herbei.

Und wie dankbar waren die Eingetricke für diesen Liebesdienst! Kam da einer zu der Frau, die an der Wasserabgabestelle stand und sagte zu ihr: „Frau, ich hätte eine schöne Bitte an Sie. — Schaun Sie her, da hab ich noch zwei Goldbringe an der Hand. — Was soll ich damit im Feld machen? — Mir nützen sie nichts — und meine Frau daheim könnte sie zu Geld machen. — Bitte schön, nehmen sie die Ringe und schicken Sie sie ihr! — Sie heißt Anna Dirnberger, Oberndorf, Post Scheibbs.“ Dabei streifte er die Ringe ab und hielt sie der Frau hin.

Die meinte nun: „Aber, lieber Mann, Sie kennen mich ja gar nicht! — Ich könnte mir die Ringe vielleicht behalten und Sie wären der Betrogene. — Haben Sie denn so viel Vertrauen zu mir?“ — Darauf sagte er aber ganz treuherzig: „Meine liebe Frau, wer sich in der Sonnenhitze so für uns hinstellt und Wasser einschenkt, der betrügt auch nicht. Tausend Dank für alles“ — und er legte die Ringe in ihre Hand. Sie sind auch richtig in Oberndorf eingetroffen.

Wenn man am Abend durch die Straßen der inneren Stadt ging, da kochte und brühete es wie im Dampfbade von so vielen Menschenleibern, die zwischen den engen Häuserreihen atmeten.

Die Wirte hatten Hals über Kopf zu tun, um für eine um's Zehnfache gestiegene Einwohnerzahl zu sorgen. In ihren Höfen hatten sie Fässer aufgestellt und Bretter aufgelegt, um Sitzplätze für die vielen Sol-

daten zu schaffen, die zu essen und zu trinken begehrteten. Wie ein Feld von Vergiftmeinnicht sahen die Hölse aus, alles voll blauer Uniformen.

Und lustig ging's da her! Die ganze Nacht hindurch tönten Volkslieder und Soldatenweisen, nur manchmal schlich sich einer weg von der lustigen Gesellschaft in einen stillen Winkel und schrieb eine Karte an seine Lieben. Dann sah er wohl zum weiten dunklen Nachthimmel auf und dachte mit bangen Herzen der kommenden Zeiten, und ob er seine Teuren jemals wieder sehen werde.

Bald riefen ihn aber seine Kameraden wieder zurück und fröhlicher Sang und Klang ließen seine Sorgen entschwinden. „Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!“ ertönte es und weckte die Begeisterung, fürs Vaterland zu kämpfen und zu sterben.

Bald konnte man unter den Eingerückten die merkwürdigsten Gestalten erblicken. Da die allgemeine Mobilisierung so plötzlich gekommen war, so waren auch nicht alle Uniformen für so und so viele tausend Soldaten gleich bereit. Da ging nun der eine im Waffenrocke mit der gewöhnlichen Alltagshose darunter, das Bajonett um den Leib und dazu den Hut auf dem Kopfe. Ein anderer hatte keinen passenden Rock finden können. Der trug die lichtblaue Hose und die Kappe, und eine schwarzgelbe Binde auf dem Arme zeigte an, daß er ein Soldat sei. Wieder andere trugen alte dunkelblaue und schwarze Uniformen und für manchen war gar nichts übrig geblieben als die schwarzgelbe Binde zu seiner bürgerlichen Kleidung.

Auch wollte nicht jedem das Uniformstück, das er bekommen hatte, so recht an den Leib passen. Da sah

man Hosen, die nur bis zum Fußgelenke reichten, dafür aber reichlich zu weit waren und um zwei magere Beine schlotterten; Waffenröcke, die den in gemüthlichem Wohlleben zu behaglicher Rundung angewachsenen Leib nicht mehr fassen konnten und durch den Spalt der offen stehenden Knopfreihe die Alltagsweste durchgucken ließen.

Jeder von diesen bunt zusammengestellten Soldaten trug aber beim Ausmarschieren zur Übung sein Gewehr auf der Schulter. Das war ein gar sonderlicher Anblick. Zu jeder Tagesstunde konnte man jetzt solche Züge begegnen.

Kraftwagen sausten durch die Straßen, oft zehn bis zwanzig knapp hintereinander mit lautem Luten und wehenden Schleiern.

Am gewaltigsten schnoben die Militärkraftwagen daher, vor ihnen erdröhnten die Straßen, als führe plötzlich die Eisenbahn durch die Stadt. — Fast jeden Tag spielte die Militärmusik im Stadtpark oder auf einem Platze in der Stadt oder sie zog durch die Straßen.

Vor allen öffentlichen Gebäuden schritten Wachen mit aufgezplantem Gewehre auf und ab und ließen nach Eintritt der Dunkelheit keinen Menschen mehr hinein. Ja, nicht einmal in den Postkasten am Bahnhofe durfte man abends einen Brief werfen. So wollte einmal eine Frau um 9 Uhr abends noch schnell eine Karte zur Bahn fragen, damit diese rechtzeitig an ihrem Bestimmungsorte ankäme. Sie überhörte das „Halt“, das ihr der Posten von weitem zugerufen hatte, und ging weiter zum Gebäude hin. — Da auf einmal: rick, rack — klapperte das Gewehr von der

Schulter des Soldaten und streckte sich im Anschlage der erschrockenen Frau entgegen. — Ja, in Kriegzeiten gibt es keinen Spaß.

Nicht einen Schritt aus dem Stadtgebiete konnte man machen, ohne daß man von den Posten, die immer in einer Entfernung von 20—30 Metern von einander aufgestellt waren, aufgehalten wurde. Dem mußte man dann Rede und Antwort stehen, wohin man ginge — und warum — und was er sonst noch wissen wollte.

Den Kraftwagen ging's am allerschlimmsten. Fuhr da einer über die Traisenbrücke, so sprangen ihm am untern Ende schon zwei Soldaten entgegen, brachten die Gewehre an beiden Seiten des Wagens in Anschlag und ein dritter kam herzu und verlangte den Passierschein. Wer den nicht hatte, der durfte nicht weiter, sondern mußte zur Behörde.

Ja, die Zeiten hatten sich mit einem Schlage geändert und jeder Schritt belehrte den friedlichen Bürger, daß der Krieg ausgebrochen sei. Dazu gab es noch viel unnützes Gerede und Bangemachen. Hier wußte einer zu erzählen, daß der russische Kaiser ermordet sei, dort erzählte einer, ein französischer Flieger sei gesehen worden und es sei möglich, daß die Stadt unter 24 Stunden ein Trümmerhaufen sei und dergleichen Unsinn mehr. Andere hatten wieder ihr Vergnügen mit dem Bangemachen vor den schrecklichen Krankheiten, die der Krieg sicherlich im Gefolge hätte.

Für Julchens empfängliches Gemüt war das alles eine Kette von Aufregungen. Sie sah und hörte so viel und so viel, und wenn sie auch lange nicht alles verstand, so übte es doch einen mächtigen Eindruck auf sie aus.

Vater und Mutter hatten ihre goldenen Eheringe hergegeben für zwei glatte Eisenringe, die die Inschrift trugen: „Gold gab ich für Eisen! 1914.“ Viele, viele Leute aus der Stadt und aus der Umgebung hatten es ebenso gemacht. Das Gold sollte eingeschmolzen und der Erlös für die Witwen und Waisen des Krieges gespendet werden.

Ein Eisenhändler der Stadt hatte eine Sammelstelle errichtet und stellte in seinen Schaufenstern die Spenden aus. Da gab es schöne Dinge zu sehen! Goldene Ringe und Armbänder und Vorstecknadeln und Ohrringe. Der Herr Bischof hatte sogar ein großes goldenes Kreuz mit der breiten Kette geopfert. Julchen hätte gar gern auch ein Schmuckstück hergeschenkt, aber sie hatte keines.

Bald marschierte auch der Vater unter den Landwehrmännern, doch durfte er mittags daheim essen und zum Schlafen kam er auch nach Hause. Das währte freilich nicht lange, denn schon am 21. August zogen die Einundzwanziger ab.

Und so sollte es bald wirklich Ernst werden mit dem Abschiednehmen. Klein-Julchen grübelte oft darüber nach, warum der liebe Gott nun doch den bösen Krieg geschickt habe, wo sie ihn alle Abende so innig gebeten hatte, er solle es nicht tun.

Und so oft sie mit der Mutter darüber sprach, sagte ihr diese: „Mein Kind, wir armen Menschen können so vieles auf der Welt nicht begreifen — es wird schon ein Grund sein, warum der Krieg hat kommen müssen, wir wissen es nur nicht. Wet aber nur fleißig weiter. Jetzt mußt du den lieben Gott bitten, daß er den Vater beschützt.“

Und so lernte Julchen langsam, sich dem unbekanntem Willen des Weltenlenkers fügen, den sie nicht ergründen und verstehen konnte.

Der Vater war eigentlich immer heiter und guter Dinge. Nur manchmal, wenn er Hänschen auf den Schoß nahm und ihm lange in die Augen sah, lag es wie ein Schleier um seine Augen. Da faßte er aber dann gewöhnlich den kleinen Buben mit beiden Armen, hob ihn hoch in die Höhe und stellte ihn schnell wieder auf die Erde: „Na, schau nur dazu, daß du auch einmal ein strammer Soldat wirst, Bub!“ sagte er dann und schritt zum Fenster.

Seinen Säbel und seine Mütze hatte Hänchen natürlich längst erhalten und so waren jetzt zwei Soldaten im Hause, ein großer und ein kleiner.

Julchen hatte sich anfangs gar nicht an den Anblick des Vaters als Soldat gewöhnen können, so stolz sie darauf war, daß ihr Vater des Kaisers Rock tragen durfte. Merkwürdig fremd sah er aus — es machte sie ganz scheu. „Na, Mausel, was ist's?“ rief er dann, „mir scheint gar, du fürchtest dich vor dem Vater!“ und er zog sie an sich und sie steckte ihr Köpfchen unter seinen Waffenrock; da konnte sie nicht sehen, daß er ein Soldat war, und fühlte nur sein gutes, treues Herz schlagen.

O, wie lieb sie den Vater hatte! Wie sicher man sich in seiner Nähe fühlte! Wenn der Vater da war, da konnte einem nichts geschehen. Auch wenn es stockfinster war. Vor dem größten Hunde auf der Straße fürchtete sie sich nicht, wenn der Vater mit ihr ging. Und wie schön er mit den Kindern zu spielen



Und so waren jetzt zwei Soldaten im Hause.

verstand! Sie konnte wirklich nicht genau sagen, wen sie lieber hatte, die Mutter oder den Vater. O, sie hatte alle zwei so unendlich gern.

Aber weinen durfte sie um alles in der Welt nicht mehr, das hatte sie der Mutter fest versprochen. Sie durfte doch den guten Vater nicht traurig machen.

So nahm sie sich fest zusammen und vergaß wohl auch ganz darauf, daß der Vater als Soldat eben nicht in der Stadt bleiben konnte, und gewöhnte sich nach und nach an die neue Ordnung, als ob es immer so bleiben sollte.

Bis der Tag kam, an dem der Vater wirklich fort mußte. Da kam es wie ein neues Entsetzen über sie. — Nun sollte es wirklich ganz wahr sein — ganz wahr? O, wie das weh tat in dem kleinen Herzchen! Julchen meinte, es müsse zerspringen vor Schmerz. Aber sie hielt sich tapfer wie ein rechtes Soldatenkind und schluckte mutig und fest die Tränen hinunter, so sehr sie auch auf der Brust drückten.

Anfangs wollte es der Vater durchaus nicht haben, daß die Mutter mit den Kindern zur Bahn käme. Er fürchtete, daß alle drei weinen würden und das hätte er nicht mitansehen können. Aber die Mutter ließ es sich nicht nehmen. „Das wäre eine saubere Soldatenfrau“, meinte sie, „die ihren Mann ins Feld ziehen ließe und sich mit den Kindern in die Stube verkriecht, weil sie nicht imstande wäre, stark und aufrecht zu bleiben. Nein Hans, ich muß bei dir sein, bis zum letzten Augenblicke. — Du brauchst dich nicht zu fürchten, daß ich dir Schande mache. Den richtigen Abschied haben wir im Herzen ja schon längst genommen und draußen geben wir uns nur die Hand. Wir wissen, was das bedeutet, und wieviel wir einander wert sind und sonst braucht es keiner zu wissen. Gelt, Hans, du läßt uns mitgehen auf den Bahnhof?“

Und dabei blieb es.

Der Abmarsch der Einundzwanziger war fast noch schöner als der der Hesser. Ganze Blumenketten trugen

sie und noch viel mehr Fahnen und Inschriften als diese. Zwei junge Burschen hielten ein sogenanntes „Russenfaß“ hoch, auf dem zu lesen war: „Frische Russen!“ Und zum Schlusse trugen ein paar Soldaten gar eine kleine Strohuppe, die den russischen Kaiser vorstellen sollte. Es steckte eben noch recht viel junges Blut unter ihnen. Da nützte alles Mahnen und Belehren der Offiziere nichts, die Jungen mußten ihren Übermut haben. Und wer hätte ihnen ernstlich gewehrt, wo es vielleicht ihre allerletzte Lust war!

Diesmal ging die Musik nicht nur als Begleitung bis zum Bahnhof mit. Es war ja die Hauskapelle der Einundzwanziger. Die zog mit in den Kampf. Lange, lange Zeit sollten die Bewohner den Einundzwanziger-Marsch nicht mehr hören — bis wieder Frieden im Lande wäre und bis dahin — waren es wohl andere, die ihn bliesen. — —

Von all dem bunten Treiben, das heute in der Kremserstraße herrschte, sah das Julchen nichts. Sie stand mit ihrer Mutter und Hänschen schon eine Stunde lang auf dem Bahnsteige und wartete auf den Augenblick, da sie den Vater zum letztenmale sehen sollte.

Sie waren nicht die Einzigen. Viele Mütter und Töchter und Frauen und Bräute waren gekommen, um Abschied zu nehmen und noch ein letztes Päckchen zu übergeben. Manche von ihnen gingen plaudernd auf und ab, andere standen wortlos und starrten ins Leere — wieder andere weinten still ins Taschentuch hinein.

Der Zug, der die Truppen aufnehmen sollte, stand schon bereit. Das war aber kein Personenzug wie

der, mit dem Julchen schon öfter gefahren war. — Es waren riesige graue Kasten wie beim Lastenzuge. Da gab es keine bequemen Trittbretter zum Einsteigen, keine Fenster, keine Türen mit handlichen Klinken; wer da hinein wollte, der mußte in den breiten Spalt hineinklettern, den der geöffnete Rollbalken frei ließ. Und drinnen gab es keine bequemen Bänke und Schirmneße — nur ganz roh gezimmerte Holzbänke. Und so finster war es drinnen! Ja, Lampen waren eben auch nicht in dem Wagen und im August beginnt es um acht Uhr abends schon gewaltig zu dunkeln.

So spät war es gerade.

Vor einem offenen Wagen saß auf einer Kiste ein armes Mütterlein, ein graues Wolltuch um die Schultern und das bunte Kopftuch tief ins Gesicht gezogen. Eine große viereckige Schachtel hielt sie abwechselnd mit der linken und mit der rechten Hand. Mit der freien Hand fuhr sie sich über die Augen und sagte dazu unaufhörlich: „Mein Konrad, mein Konrad!“

Vergebens suchte ein junges Mädchen, das neben ihr stand, sie zu trösten. „Mutterl, laß es gut sein, er kommt ja wieder! — Es wird ihm nichts geschehen. Wir haben ihn ja so gut ausgerüstet! Und wie klug und tapfer er ist! An den kann kein Feind ran.“ — Ihre Worte verhallten ungehört. Immerfort wiederholte die Frau in demselben kläglichen Tone: „Mein Konrad, mein Konrad!“

Julchen schnitt es ins Herz, so oft sie an der armen Frau vorbeikam. Das mit ansehen müssen und nicht weinen dürfen! Und selber so unendlich traurig sein. — O, wie die Augen auf einmal von selber feucht wurden!



Vor einem offenen Wagen saß auf einer Kiste ein armes Mütterlein.

Julchen bekam entsetzliche Angst, daß sie nun doch ein dummes, böses Mädchen sein würde und weinen. Nein, nein, nein! Die Tränen dürfen nicht heraus! Sie schnitt die wunderbarlichsten Grimassen, um sie zurückzuhalten und Hänschen sah sie ganz verwundert an.

Dem ging sein Plappermäulchen in einemfort. Was es aber auch alles zu sehen gab! — und wie un-

geduldig er wurde, daß sie noch immer nicht kamen. — Da! — Von weitem hörte man leise Klänge. — Schon vernahm man deutlich das Hochrufen der Menge und den Schall der Musik. — „Mutter, Mutter, sie kommen schon!“ rief er und zog Mutter und Schwester zur Stiege, um nur ja der erste zu sein, der die Truppen begrüßte.

Aber sie kamen noch lange nicht. Wohl hatte Hänschen recht gehört. Es war die Regimentsmusik. Immer näher und näher schallten die Klänge und preßten sich tief in Klein-Julchens Herz.

Daß Töne so weh tun können!

Das war das Allerärgste. Julchen mußte ganz entsetzliche Anstrengungen machen, um nicht doch zum Schlusse noch zu weinen. Mit aller Macht dachte sie an die lustigsten Sachen der Welt, ans Kasperltheater, an den Struwelpeter — an Max und Moritz — und dabei zuckte es beständig in ihren Wangen vor verhaltenem Schmerz.

Es dauerte noch mindestens eine Viertelstunde, bis alles in Ordnung war und die Soldaten auf den Bahnhof marschieren konnten. Endlich, endlich kamen sie doch.

Furchtbar rasch kamen sie die Stiege herauf — alles blau und blau und blau — und die Leute mußten alle ausweichen, damit die Soldaten Platz bekamen. Wie das schob und drängte und lief und lief! — Wie sollte sie unter dieser Menge, wo immer einer dem andern gleichsah, den Vater herausfinden können!

Auf einmal rief die Mutter: „Da ist er!“ und schon stand sie beim Vater und reichte ihm die Hand: „Leb wohl, Marie!“ — „Grüß Gott, Hans!“ — Noch



M. GRENGG

Noch ein fester inniger Kuß.

ein fester, inniger Kuß auf Julchens und auf Hänschens Mund — und fort war er.

Es gab kein Zögern und Verweilen. „Rasch, rasch in die Wagen!“ hieß es. — Mutter suchte den Wagen, in dem der Vater saß, und vor dem blieben sie wortlos stehen, bis der Zug abfuhr.

Auch das arme Mütterlein hatte ihren Sohn gefunden. Es war ein hochgewachsener, schlanker Bursche von vielleicht zwanzig Jahren. Die verkörperte Jugend. Auf dem Armel trug er die Einjährigen-Lißen und auf dem Kragen glänzten die Sterne des Kadetten. Sei, wie seine Augen blühten und wie die ganze Gestalt sich reckte und streckte in jugendlicher Frische und Biegsamkeit! Die Frau wollte ihm die große Schachtel mit in den Wagen geben, aber er wehrte ab.

„Schau Mutterl, es geht nicht! Ich habe keinen Platz. Lebe wohl! denk an mich! — Der Dienst ruft!“ Fest umschlang er die alte Frau und küßte sie innig, dann noch ein kurzer Abschied von seiner Braut und er eilte, um seine Mannschafft in den Wagen zu bringen.

Es ist immer ein eigenes Gefühl, — die letzten Augenblicke vor der Abfahrt eines Zuges, der uns ein Theures entführt. — Wir möchten sie halten und dehnen — und doch scheinen sie unendlich lang, von nichts anderem ausgefüllt als von Sehnsucht.

Was mochte die arme Mutter empfunden haben, als sie auf den Augenblick wartete, der ihr ihr Liebstes vielleicht auf ewig wegnahm! Julchen stand neben ihr und hielt sie an der Hand gefaßt. — Geschah denn wirklich kein Wunder, daß ihr den Vater wiedergab?

In dunklen Bildern zogen die Erinnerungen an die biblischen Geschichten durch ihre Seele, die der Herr Katechet erzählt hatte von ganz wunderbaren Dingen, die sich auf dem Willen Gottes begeben hatten. Konnte denn heute kein Wunder mehr geschehen?

Wenn der liebe Gott recht sehr wollte, dann mußte eines geschehen. — Ein schriller Pfiff riß sie aus ihrem Nachsinnen. Langsam knarrten die Räder — und — o! — Julchen sah es deutlich — nun bewegten sie sich — langsam, langsam — aber sie rollten — rollten unaufhaltfam fort. Rat — tat — tat . . . ach, wenn man nur schreien dürfte! — Nein, nein, nein, sie mußte brav und heiter sein — nur ganz kurze Zeit noch — bis der Zug fort war.

Mit einer letzten Anstrengung versuchte Julchen zu lächeln — und es ging. Sie hob das Händchen und winkte, winkte, solange sie das weiße, wehende Taschentuch des Vaters noch sah oder zu sehen glaubte und zum Schlusse winkte sie sogar noch den grausamen glühroten Lichtern des entschwindenden Zuges nach.

Aber auch die erloschen in der Ferne — und jetzt war alles aus. So leer war der Bahnsteig und so leer das Herz — und die Hand der Mutter so kalt.

Schweigend schritten die drei durch die stille Nacht, der verwaisten Heimstätte zu.





Der Herbst.

Das waren traurige Tage, als sie nun beim Mittagessen immer nur drei waren und auch am Abend kein Vater kam, der nach seinen Kindern fragte, ob sie brav gewesen wären, der dann, wenn es „ja“ hieß, wohl manchmal in die Tasche griff und zwei rote Apfel hervorlangte oder zwei Apfelsinen und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind. Im Frühjahr hatte er oft sein Taschenmesser herausgezogen und aus Weidenruten lustige Pfeiferl geschnitzt. Und an den langen Winterabenden erst! Da konnte er schöne Sachen machen! Häuser und Burgen klebte er aus Papier zusammen und fürs Püppchen zimmerte er niedliche Betten und Stühle, Tische und Kasten.

Im Herbst gab es bunte Drachen und Stehaufmännchen aus Hollundermark. — Im Sommer aber war er so manchen Sonntag Nachmittag mit seiner Familie hinausgewandert in Wald und Flur und immer neue schöne Plätzchen verstand er aufzufinden. Sollte das alles nun wirklich ganz aus sein? — Wie war doch die Welt auf einmal so schrecklich leer!

Die Mutter hatte sich von dem letzten Lohne des Vaters eine Strickmaschine gekauft; denn sie mußte nun ans Verdienen denken. Wohl bekam sie eine Unterstützung vom Staate für sich und die Kinder, die war aber nicht ausreichend zum Leben und dann wußte man nicht, was für schlimme Zeiten noch kommen sollten. Auch wollte die Mutter gern ein paar Kronen erübrigen, um dem Vater hie und da ein Päckchen ins Feld schicken zu können.

Auch ein paar Kaninchen hatte die Mutter gekauft, die sollten Junge bekommen, damit man kein teures Fleisch kaufen mußte. Sie hatte wohl gehört, wie ein Krieg immer eine Teuerung im Gefolge hätte, und sie war eine kluge Frau, die bei Zeiten für das Kommende sorgte.

Die Hasenzucht, das war so recht etwas nach der Kinder Herzen. Stundenlang konnten sie im Garten sitzen und den drolligen Tierchen zusehen. Es war zu spaßig, wie der eine große, dicke, weiße immer seine Ohren schief hielt. So oft Julchen versuchte, sie in die Höhe zu richten — patsch — fiel das eine wieder herunter. Es mußte ihm wohl so gefallen.

Und was gab nicht das Futtersuchen für Arbeit! Die Kinder wußten schon, was ihnen das Liebste war, Blätter vom Löwenzahn und saftiger Klee.

Der Hansl war freilich nicht so fleißig dabei wie Julchen. Machte ihm doch das Soldatenspiel gewaltig zu schaffen. Nun gar, da er den schönen Säbel hatte. Dadurch, daß er nun weniger um die Mutter sein konnte, wurde er ein ganz selbständiger Junge, der mit militärischen Ausdrücken herumwarf wie ein Großer. — Das wimmelte nur so von Schrapnell

und Maschinengewehr und Abproben und Schwarmlinie, von Sturm und Angriff, von oberster Heeresleitung und Generalstab, wenn er sprach. Julchen mußte ordentlich lachen über ihn, wenn er so anfing, und dabei war es doch ein heimliches Staunen über eine Wissenschaft, die das Brüderlein ihr vorweg hatte.

Schon am vierten Tage nach des Vaters Abreise war eine Ansichtskarte von ihm eingelangt, in der er schrieb, daß es ihm vorzüglich gut gehe, daß er aber noch lange nicht am Ziele der Reise sei, trotzdem er zwei Tage und zwei Nächte auf der Bahn gefahren sei.

Die Karte trug den Poststempel einer ungarischen Stadt. Man konnte also wohl annehmen, daß die Ein- undzwanziger nach Rußland gezogen seien. Bald hernach kam eine zweite Ansichtskarte, dann trat eine Pause von drei Wochen ein, dieses Mal hatte der Vater schon auf einer Feldpostkarte geschrieben und das Datum zeigte, daß sie acht Tage unterwegs gewesen war.

Julchens Reise nach Knittelfeld war wohl ins Wasser gefallen, dafür aber sollte im Herbst Tante Resi, die Schwester der Mutter, zu Besuch kommen.

Tag um Tag vergingen die Ferien, und auf einmal hieß es, einschreiben gehen. Julchen dünkte es eine Ewigkeit, daß sie nicht mehr in die Schule gegangen war.

Sie sollte auch nicht mehr in das liebe, freundliche Schulhaus draußen am Hammerparke kommen, zu dessen hohen Fenstern die fernen blauen Berge freundlich hereingrührten. Das war in eine Kaserne umgewandelt worden und statt trippelnder Kinderfüßchen hallten schwere Mänerschritte durch das Haus. Julchen

war in den Ferien einigemale vorbeigekommen und da hatte sie es gar sonderlich gefunden, daß zu den Fenstern Soldaten herauschauten und daß auf dem Turnplatz im Hofe exerziert wurde.

Heuer hatten die Kinder einen weiten Schulweg. Da eine zweite Schule zum Militär-Krankenhaus gemacht worden war, so mußten jetzt die Kinder aus drei Schulen in einem Gebäude unterrichtet werden. Das war die Schubertschule, die an der inneren Stadtgrenze lag. Sie sollten auch nie einen ganzen Tag Schule haben, immer nur vormittags oder nachmittags. Dafür dauerte es aber von acht bis zwölf Uhr und den nächsten Tag von ein Uhr bis vier Uhr und mit dem freien Samstagnachmittage war es aus.

Am ersten Tage ging die Mutter mit wegen des Hänschens. Stolz und doch wieder kleinlaut schritt der kleine Mann dahin mit der funkelnagelneuen Schultasche auf dem Rücken, aus der fürwähig das gelbe Schwämmchen und der weiße Lappen heraushingen.

Wie erwachsen kam sich das Julchen neben dem Brüderchen vor, das heute seinen ersten Flug in die Welt machen sollte! So ein kleines Tschapperl, das noch gar nichts vom Lesen und Schreiben wußte!

Ganz fürsorglich führte sie ihn an der Hand wie eine kleine Mutter und hatte dabei ganz vergessen, daß sie ihn noch Tags vorher wegen seiner militärischen Kenntnisse angestaunt hatte.

Der Hansl ließ sich aber das Bemuttern auch ganz gerne gefallen. Es war doch eine ganz eigene Sache ums Schulgehen. — So viele fremde Kinder auf einmal. — Und dann der Herr Lehrer! — Das wußte man halt gar nicht, ob dem zu frauen war. Von den größte-

ren Knaben hatte er schon allzuviel gehört, von Nachsitzen und Strasschriften und was dergleichen angenehme Dinge mehr waren.

Das Julchen versicherte ihn zwar heilig, so was gäb's doch gar nicht, bei ihrem Fräulein hätte nie eins nachsitzen müssen. Aber man konnte es doch nicht wissen. Daheim hatte auch das Julchen nie soviel Winkelstehen müssen wie er — und dann hatte sie auch ein Fräulein und er einen Lehrer.

Besonders bange machte es ihm, daß man in der Schule ganz ruhig sitzen müsse und gar nicht ein klein bißchen reden dürfe, wo es doch so entsetzlich schwer war, nur solange den Mund zu halten, als die Mutter etwas zu reden hatte. Freilich meinte da das Julchen wieder, es sei nicht so arg, — bei ihrem Fräulein dürfte sie immer reden — aber man konnte doch nicht wissen. War das Julchen nicht am Ende eine Aufschneiderin?

Vor dem Schulgebäude trennten sich die drei. Die Mutter führte Hänschen in seine Klasse auf der Knabenabteilung und Julchen ging ganz stolz allein auf die Mädchenabteilung zu. — Sie war ja schon ein großes Mädchen, das gar wohl wußte, wie es in der Schule zugeing. Nur das fremde Haus machte ihr ein wenig bange. Es war doch etwas anderes als im Vorjahre. Und ob sie doch die zweite Klasse gleich finden würde?

Das durfte man aber nicht merken lassen. Mutter und Hänschen hätten sie wohl gar ausgelacht — und Ausgelachtwerden war Julchen das Schrecklichste auf der Welt.

Huh, wie heiß war es ihr ins Gesicht gestiegen, als sie im vergangenen Winter einmal die Lehrerin

auf dem Eisplatze traf, an dem sie gar zu gerne stand, um den flinken Schlittschuhläufern zuzusehen, und diese haben wollte, daß sie einem zweiten Fräulein, das neben ihr stand, ein Gedicht auffagen sollte. — Es war fürchterlich. Mit Mühe und Not preßte sie die Worte heraus und drehte dabei krampfhast ihr Köcklein mit den Händen, bald nach rechts, bald nach links und hatte das Gefühl, daß sie es recht, recht schlecht mache. — Nein, nur nicht auslachen lassen!

Julchen mußte lange warten, bis sie ins Haus konnte. Da standen so viele Kinder vor den grünen eisernen Schranken, die den Gehsteig von der Straße trennten. Sie stellte sich fein bescheiden ganz hinten an und wartete, bis die Reihe an sie käme.

Als sie endlich die breiten Steinstufen, die ins Schulhaus führten, hinaufstieg und ins Vorhaus trat, stufte sie. Da stand ja ein ganz fremder Mann statt des Schuldieners vom Vorjahre.

Ja, wo war der Herr Lechner! Der saß weit, weit weg von hier in der Festung Przemysl und war auch Soldat. Überall hin hatte der Krieg seine Spuren gezogen auf Schritt und Tritt wurde man gemahnt, daß es aus sei mit den schönen, friedlichen Zeiten.

Nun hieß es, die Klasse suchen, in die sie gehörte. Wo war aber die! Sie hatte vorgestern beim Einschreiben so gut aufgemerkt, als ihr die Mutter die Tür gezeigt hatte, auf der „2. Klasse b“ stand — aber heute sah alles so verdreht aus — und so entsetzlich viele Kinder waren da — und so viele Mütter — und keines wußte, wo es hingehörte. Die Gänge waren gestopft voll.

Erst nach einer Weile bemerkte Julchen, daß das daher kam, daß eine große Schar Kinder zu dreien in

Reih und Glied in den Gängen aufgestellt waren. Da blieb dann freilich wenig Platz für die Neuangekommenen. Es waren die Kinder aus den höheren Klassen der Schubertschule, die sich zum Kirchengange ordneten.

Bei jeder Klasse stand eine Lehrerin und der Herr Direktor ging hin und wieder und schaffte Ruhe und Ordnung. Er hatte einen langen grauen Bart und sah entsetzlich streng drein. O, wie sich das Julchen fürchtete. — Wenn der nun kam und sie fragte, was sie denn da wolle — ganz kalt wurde ihr! Scheu drückte sie sich in eine Ecke des Ganges und — es war wirklich ein Glück! — der Herr Direktor bemerkte sie nicht. Erleichtert atmete sie auf.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Es dauerte wohl eine Weile, bis alle draußen waren, und das Gedränge wurde durch die Bewegung anfangs nur noch ärger. Aber mit der Zeit wurde doch Luft und da sah Julchen ihre alte, liebe Lehrerin am untern Ende des Ganges stehen, umgeben von einigen Mitschülerinnen vom Vorjahre. War das Julchen froh! Nun wußte man doch, wo man sich anhalten konnte!

Schnell lief sie den Gang hinunter auf die Lehrerin zu und das Plappermäulchen begann sich zu regen: „Bitte, Fräulein, wo müssen wir denn hin?“ sagte sie und hob dabei ganz sitzsam die Hand in die Höhe. „Ja, Kindl, das weiß ich selber nicht, wir müssen es wohl abwarten,“ meinte die Lehrerin.

Da kam auch schon der Herr Oberlehrer und hinter ihm eine ganze Menge bekannter Kindergefigter. O, nun fürchtete sich das Julchen auch kein bißchen mehr. — „Fräulein, es wird am besten sein, sie

gehen mit ihren Kindern ins Schülerheim," sagte der Herr Oberlehrer, „ich glaube, wir können hier nicht bleiben. Die ersten zwei Mädchenklassen werden wandern müssen.“ —

Schnell sammelte sich die kleine Schar um die Lehrerin und im raschen Schritte ging es über die Schulrunde zum Schülerheim, einem Gebäude, das ungefähr zwei Minuten von der Schubertschule entfernt lag.

Rasch über die Stiege in das erste Stockwerk gegangen und da waren sie nun. — Nein, war das eine enge Klasse! Sie konnten gar nicht alle Platz finden. Erst als sie zu dreien in einer Bank saßen, dann ging's zur Not. — Wie das wieder spaßig war, daß man sich so schmal machen mußte! — Aber auf die Dauer wurde es unbequem. Bald fing eine zu stoßen an, die andere quietschte, eine dritte brummte und so gabs bald eine gewaltige Unruhe in der Klasse.

Die Lehrerin sah recht verzweifelt drein. Es gefiel ihr hier wohl selber nicht. Es war aber auch ein Unterschied gegen die weiten lichten Räume mit den schönen neuen Bänken und dem feinen Bretterboden in der Goetheschule.

Hier gab's nicht einmal eine Treppe — und der kleine Tisch der Lehrerin war ganz nahe an die Bänken der Kinder herangerückt.

Sie waren alle froh, als nach einer Viertelstunde der Schuldiener — wieder ein anderer — hereinkam und sagte: „Bitt' schön, Fräulein, Sie müssen wieder zurück in die Schubertschule, hier herein kommen die Kinder aus der Flurschule.“

Also schnell die Schulfaschen genommen und umgekehrt. In der Schubertschule kam man wohl auch nicht gleich zur Ruhe. Es ging erst noch einmal in eine falsche Klasse und nach einer Stunde Herumirrens wußten sie endlich, wo ihr neues Heim wäre.

Die Klasse, in der sie jetzt saß, gefiel dem Julchen freilich noch viel weniger als die im Schülerheim. Dort war es wenigstens licht gewesen. Die Klasse hier hatte die Fenster nach Norden — und schmal waren sie auch — und dazwischen breite, dicke Pfeiler. Das bißchen Licht, das hereindrang, wurde von den belaubten Bäumen, die vor dem Hause standen, noch verdunkelt. Und eng wars, genau so wie im Schülerheim. Die Kinder mußten wieder zu dreien sitzen.

Zum Schlusse blieb nichts anderes übrig, als zwanzig Mädchen auszusuchen. Sie wurden für dieses Jahr in die Schubertschule eingeteilt, deren zweite Klasse ein geräumiges Schulzimmer besaß.

Da saß nun Julchen wieder in der Schule. Wie war heuer doch alles so ganz anders als im Vorjahre. Eine schwere Aufgabe hatte sie noch vor sich. Sie mußte die Lehrerin bitten, daß sie die Bücher und Hefte von der Schule bekäme, denn Mutter's Unterstützung war so gar knapp und mit dem Stricken verdiente sie auch nicht viel. Mit dem Herrn Oberlehrer hatte die Mutter schon beim Einschreiben darüber gesprochen — aber dem Fräulein sollte es Julchen selber sagen. Mutter wollte gern selbständige Kinder haben.

Das Julchen schämte sich sehr. — Nun war sie auch ein armes Kind. — Wie das drückte! — Armes, dummes Julerl — was machst du dir für unnötigen Kummer! Armut ist keine Schande — und deine bißchen

Bücher und Hefte verdient der Vater zehntausendmal draußen auf dem Schlachtfelde. — Ja, aber der dumme, dumme Hochmut! Schon in die kleinen Kinderseelen weiß er sich hineinzuschleichen und schafft dem, der ihn einläßt, und seiner Umgebung manche qualvolle Stunde und trübt ihnen manche Freude. Julerl, Julerl, sieh zu, daß du ihn beizeiten wieder los wirfst!

Die Kinder stehen zum Beten auf. Als sie zu den Schlußworten kommen, fügt die Lehrerin hinzu: „Lieber Gott! hilf uns, daß wir siegen!“ — Nach dem Gebete bricht der Sturm los. „Bitte, das Fräulein ist eine Rote-Kreuz-Schwester.“ — „Bitte, meine Schwester ist auch beim Roten Kreuz.“ „Bitte, ich hab schon zwei Verwundete gesehen!“ „Bitte, meinen Onkel habens g'halten!“ „Bitte, meinen Bruder auch.“ „Mein Vater ist noch z' Haus!“ „Bitte, bei Krasnik haben wir g'wonnen!“ — so wirbelte es in buntem Durcheinander. „Aber Kinder!“ meint die Lehrerin. „Man versteht ja kein Wort! — Immer hübsch eines nach dem andern! — Sapperlot noch einmal! Ruhig sein! Wer etwas weiß, zeigt auf. Es kommt jedes dran!“

So besänftigt sie die unruhigen Gemüther und langsam löst sich aus dem wirren Knäuel eine Stimme nach der andern. Da ist zuerst die kleine Reidinger, die erzählt, daß ihr Vater in Rußland sei und schon zwölf Gefechte mitgemacht habe. Eine andere erzählt vom Militär-Krankenhaus, wo sie mit ihren Eltern einen bekannten Herrn besucht hätte, wieder eine andere erinnert sich an die Wasserstandsplätze und daß sie dort das Fräulein gesehen habe und zuletzt berichtet ein Kind, daß ihr Vater verwundet in einem ungarischen Militär-Krankenhaus liege. —

Julerl starrte sie ganz entsezt an. Wie die das ruhig erzählt! — Gleich muß sie an den Vater denken und da wird's wieder so heiß im Gesicht und um die Mundwinkel beginnt es zu zucken. Leise falten sich ihre Händchen unter der Bank und sie preßt die Finger fest ineinander, als hinge davon die Erhörung ihres Gebetes ab. „Lieber, guter Himmelvater, ich bitt' dich um alles in der Welt, laß dem Vater nichts geschehen.“

So — nun ist sie wieder ruhig. Das muß der liebe Gott gehört haben. — Sie merkt nun wieder gut auf, was die Lehrerin alles erzählt, warum der Krieg ausgebrochen sei. Wie zuerst ein böser Mensch den Thronfolger ermordet habe, wie man dann entdeckt habe, daß die serbische Regierung davon gewußt hätte und wie darauf Oesterreich-Ungarn die Aufforderung an Serbien gestellt habe, die Mörder streng zu strafen. Wenn sie das nicht täten, so sei der Krieg erklärt.

Dieser Brief, den der österreichische Botschafter in Belgrad überreicht habe, hieße das Ultimatum, die letzte freundliche Ermahnung. Würde diese nicht angenommen, so sollten die Waffen entscheiden. Nun — Serbien wies das Ultimatum zurück, strafte die Mörder nicht, und so brach der Krieg aus.

Wie deutlich sich Klein-Julchen an den Abend des 28. Juli erinnerte! Es stand vor ihrer Seele, als sei es gestern gewesen. Die stille Sommernacht, das Singen und das Hochrufen, alles, alles kam ihr wieder in den Sinn. Und das Wort Ultimatum hatte sie auch schon gehört. — Nun wußte sie endlich, was es bedeutete.

Dann erzählte die Lehrerin weiter, wie von den anderen Großstaaten, auf deren Unterstützung in einer

so gerechten Sache man sicher gerechnet hatte, sich einer nach dem andern den Mördern angeschlossen habe und wie uns Deutschland allein treu geblieben sei und Schulter an Schulter mit dem teuren Vaterlande ringe. So sei die Zahl unserer gemeinsamen Feinde auf acht gestiegen — und der Dritte im Bunde, Italien — ja, der sei neutral geblieben, — das heißt, Italien habe niemand den Krieg erklärt, damit es Österreich und Deutschland besser durch die Zufuhr von Nahrungsmitteln unterstützen könne.

Im Kriege sei das nicht so einfach. Nicht jedes Land sei mit den Erzeugnissen des Bodens so reich versorgt, daß es ohne Einfuhr auskommen könne. So wächst bei uns z. B. kein Kakaobaum, der uns mit Schokolade versorgt, auch Getreide und Reis muß eingeführt werden, damit alle Einwohner satt werden.

Nun war aber das mächtige England, das das Meer beherrscht, unser Gegner. Die Engländer erlaubten nicht mehr, daß uns ein neutraler Staat mit Nahrungsmitteln versorgte. Jedes Schiff, das sie erwischen konnten, wurde abgefangen, und die Waren, die es führte, mußten in England verkauft werden. Ja, England hatte den verruchten Plan gefaßt, Österreich und Deutschland auszuhungern. Wenn kein Schiff mehr Lebensmittel nach den beiden Staaten führte, dann gab es wohl bald eine große Not im Lande, und was die Engländer mit ihren Waffen nicht ausrichten konnten, das sollte der Hunger tun.

Da war es nun wirklich gut, wenn einige befreundete Staaten den verbündeten Mächten Nahrungsmittel lieferten. Trotzdem, fuhr die Lehrerin fort, sei es sehr notwendig, mit den Lebensmitteln sparsam

umzugehen, damit der töckische Plan unserer Feinde nicht gelingen könne. Sie mahnte auch die Kinder zur doppelten Sparsamkeit und legte es ihnen ans Herz, wie schwer es jetzt für die Eltern sei, die täglichen Bedürfnisse zu bestreiten. Kein Heller mehr sollte verprascht, keine Brotkrinde weggeworfen werden, kein Teller sollte halbleer stehen bleiben.

Da kam dem Julchen auf einmal das Armsein gar nicht mehr so schrecklich vor und sie faßte sich ein Herz und sagte: „Bitte, Fräulein, uns gehts jetzt auch recht schlecht! Die Mutter muß den ganzen Tag stricken. — und dann schnell: Bitte, krieg ich die Bücher und Hefte?“ „Aber freilich,“ antwortete die Lehrerin. „Alle Kinder, die sie nicht kaufen können, kriegen sie.“ Dann fragt sie eins nach dem andern, ob der Vater eingedrückt sei und wieviel Kinder daheim wären und was die Mutter machte, und schrieb alle Kinder, die um Hefte und Bücher baten, auf einem Zettel auf.

Hernach erzählt sie von unsern schönen Siegen bei Krasnik und Lublin und vom General Hohenborn und Hindenburg und zum Schlusse fragt sie: „Ja, und sagt einmal Kinder, was können denn wir im Kriege tun? Gar nichts anderes als zusehen und zuhören und Mitleid haben mit den armen Soldaten? Damit ist ihnen blutwenig geholfen!“

„Ich weiß schon etwas,“ ruft Emma Johannides, „wir können Leinwand zupfen für die Verwundeten und Fleckel für Polster schneiden.“ — „Und die großen Mädchen können warme Socken und Wadenstüßen und Schneehauben für die Soldaten stricken,“ meinte Karoline Streng. „Und im Sommer haben wir Wasser einschenken geholfen.“ sagte das Julchen. „Na,

schaut mal her," sagte die Lehrerin und lacht. "Da seid ihr doch gar nicht so unnütze Leute! Wißt ihr was? Leinwand zupfen wollen wir auch in der Schule — in der Handarbeitsstunde — heuer habt ihr ja schon Handarbeitsstunde — und bis ihr ein bißchen geschickter seid, will ich euch zeigen wie ihr Waschlappen und Waschhandschuhe und Hosenträger für die verwundeten Soldaten in den Spitalern häkeln könnt."

"Ich weiß schon," sagt eine kleine Vorwizige wieder. "Das Fräulein ist eine Rote-Kreuz-Schwester und drum weiß sie alles so gut vom Spital." — "Nein, Kindl," sagt die Lehrerin, "eine richtige Rote-Kreuz-Schwester bin ich nicht, das geht ja leider nicht neben dem Schulhalten, ich hab nur ein klein wenig mitgeholfen, wo ich konnte und darum darf ich auch das Rote-Kreuz-Abzeichen fragen."

Ja, das rote Kreuz, das die Lehrerin am Kleide stecken hatte, das interessierte die kleinen Leute gar gewaltig und sie sprachen noch lange davon. Aber wie man alles mit der Zeit gewöhnt, so gewöhnten sie es auch und merkten es höchstens, wenn die Lehrerin einmal vergessen hatte, es anzustecken.

Nun war es aber höchste Zeit zum Heimgehen. "Bim, bim, bim, bim, bim" — machte es draußen auf dem Gange. "Zwölf Uhr schon!" sagte die Lehrerin ganz erstaunt. "Na, jetzt ist's aber Zeit, daß wir heimkommen! Und gelernt haben wir heute gar nichts vor lauter Plaudern. Nun muß ich aber schnell noch eines sagen. — Wißt ihr, was ihr noch für das Vaterland tun könnt? — Ihr könnt den Himmelvater bitten, daß er uns recht bald den Sieg schenkt, damit unsere Brüder aus dem Felde wieder heimkommen, können!

Wir wollen jetzt jeden Tag zum Schlusse unseres Gebetes sagen: Lieber Gott hilf uns, daß wir siegen!"

Dann hieß es: „Aufgestanden und gebetet!“ und dann ging's zur Tür hinaus. Das war ein Schieben und ein Drängen in der engen Klasse! Uff! Endlich war Julchen draußen. Noch ein artiges „Grüß Gott!“ bevor man aus dem Hause ging, und dann hops und heissaja zur Mutter und zum Mittagessen.

Hänzchen war schon um 10 Uhr aus der Schule gekommen. Na, der wußte zu erzählen! Der Kuntner Hans wäre auch in der Schule gewesen und der Ramp Karl und der und der und sein bester Freund, der Hecker Friß, durfte mit ihm in einer Bank sitzen.

„Aber, weißt du Julie, das ist gar nichts — in der ersten Bank sitzen. Das ist alles eins. — Es kommt nur auf die Größe an, die Kleinen sitzen vorn und da — — — na, ja — ich sitz halt hübsch in der Mitte,“ sagt der kleine Aufschneider und verschweigt es ganz, daß sein Platz in der zweiten Bank ist.

„Ja — und denk dir! Wir haben gar keinen Lehrer! Der Herr Lehrer ist eingerückt. — Ein Fräulein haben wir! Na, ja — ein ganz ein klein winzigs bißerl ist sie schon streng. — Ein Wehen und Spielen gibst's nicht! — Wie bei den Soldaten. — Und marschieren müssen wir immer — eins, zwei! — eins, zwei! — Gleich am ersten Tag — später lernt man's nimmer.“

So viel aber die Kinder zu erzählen wußten, die Mutter hatte noch eine viel schönere Neuigkeit. Der Vater hatte einen langen, langen Brief geschrieben, in dem er von gar herrlichen Heldentaten der Ein- undzwangier zu berichten wußte. Das war nun eine

Freude. Eins rechts, eins links standen die Kinder ans Knie der Mutter gelehnt und die las nun Zeile für Zeile vor.

Merkwürdig, so genau Julchen die Schrift ansah, es ließ sich nicht lesen und sie konnte doch schon sehr gut lesen. — Aber das war so klein geschrieben und ohne Linien — und die Buchstaben sahen alle ganz anders aus als die im Schreibhefte und rückwärts im Lesebuche.

Wie lange es wohl noch dauern würde, bis sie Vaters Briefe allein lesen könnte?

Das Lernen fiel dem Julchen heuer gar nicht schwer. Überhaupt in den ersten Wochen! Das hatten sie ja alles so schon im Vorjahre gelernt. O je! — Rechnen bis zehn! und Lesen im ersten Lesebuche! Das konnte sie alles schon. Warum sie das alles noch einmal machen mußten?

Da wanderten die Gedanken oft weit fort — zum Vater — zur Großmutter nach Knittelfeld, die erst kürzlich wieder einen Brief geschrieben hatte, und zu den Häschen. — Ja, die hatten jetzt Junge bekommen. So liebe, kleine herzige Junge! Nein — das mußte sie dem Fräulein sagen. Eben kam sie an ihr vorbei und Julchen faßte sie treuherzig an der Hand. „Fräulein, wir haben heut Junge kriegt — viere! zwei weiße und zwei gesprenkelte!“ „So?“ sagt die Lehrerin, „aber das sollst du mir lieber in der Pause erzählen. Jetzt sollst du schön aufmerken, was wir rechnen!“ Und Julchen weiß wieder nicht, warum sie aufmerken soll, wenn sie ohnehin schon alles weiß.

Es war nicht immer langweilig in der Rechensunde. Wenn das Fräulein zum Beispiel fragte:



Eins rechts, eins links standen die Kinder ans Knie der Mutter gelehnt.

„Wieviele Rüsse brauchen wir für sechs kranke Soldaten, wenn jeder zehn Stück kriegen soll?“ — oder: „In einem Schützengraben sind achtzehn Maschinengewehre. Da bringen sie noch neun dazu; wieviel sind es jetzt?“ — oder: „Eine Krankenschwester hat sechs- unddreißig Verbandstreifen hergerichtet; der Herr Doktor braucht acht davon; wieviele bleiben übrig?“ — so interessierte das das Julchen sehr und sie rechnete fleißig mit. Aber bald kam das Einmaleins an die Reihe und das war wirklich sehr langweilig, immer und immer wieder das Gleiche sagen zu müssen, was man sich schließlich doch nicht merkte.

Da war es eine wahre Erlösung, wenn an den Fenstern Truppen vorbeimarschierten. Da durften die Kinder dann immer auf die Sitzplätze steigen und den braven Vaterlandsverteidigern winken. Das war wohl nett.

So oft war unter den Soldaten ein bekanntes Gesicht, ja einmal entdeckten sie sogar einen Herrn Lehrer aus ihrer alten Schule darunter. Der winkte fröhlich zurück und rief dem Fräulein ein herzliches „Grüß Gott“ zu und das Fräulein war ganz rot geworden vor Freude. Nein, das war schön! Es kam fast jeden Tag einmal vor, daß der Unterricht auf so angenehme Weise unterbrochen wurde. An Regentagen machte das Fräulein sogar eigens die Fenster auf, wenn Soldaten vorbeikamen.

Später winkten die Kinder nicht nur, sondern sie sangen auch schöne Lieder, die sie alle in der Schule gelernt hatten. Julchen wußte selbst nicht wie. Erst sang sie ihnen die Lehrerin vor, dann noch einmal und

dann noch einmal und endlich sang man mit und konnte es ganz von selber.

Und merkwürdig, es waren lauter Lieder, die die Mutter auch kannte und die Soldaten sangen sie auch: „Ich hatt' einen Kameraden“ und „Morgenrot“ und „Östreich, du edles Haus“ — und „Nun wollen wir marschieren“.

Auch beim Leinwandzupfen in der Handarbeitsstunde sangen sie diese Lieder oder die Lehrerin erzählte ihnen vom Kriege oder von den Krankenhäusern — oder vom Verwundeten-Zug. — Und da lernten sie dann einmal das Gedicht „Langsam und schwer keucht der Zug heran“.

Ja — einen solchen Zug hatte das Julchen schon einmal gesehen. Das war, als sie mit Mutter und Hänschen zur Patin gefahren war. — Sie erinnerte sich noch ganz genau daran.

Sie stand mit Mutter und Hänschen auf dem Bahnsteige — auf demselben, von dem der Vater fortgefahren war, und wartete auf den Zug, in den sie einsteigen sollten.

Da hörte sie von ferne ein dumpfes Keuchen, — wie aus voller Herzensangst heraus stöhnt es — und dann ein schweres, langsames Rollen — langsam und schwer kommt es näher. — Ein langer — langer, grauer Zug — ohne Fenster und Türen. — Ein Ruck — und das Ungeheuer bleibt stehen — und wieder ein Ruck und ein Fall — und die Rolltüren öffnen sich. Bleiche, müde Gesichter beugen sich heraus, drei, vier, sechs zugleich. Struppig der Bart und wirr das Haar und doch ein unendlich seliges Lächeln um die blassen Lippen. Sie sind in der Heimat!

Geschäftig eilen die Ladeschwester vom roten Kreuz in ihren großen weißen Schürzen, die rote Kreuz-Binde am Arme und ein weißes Häubchen auf dem Kopfe, von Wagen zu Wagen und reichen den Verwundeten Tee und Kaffee, Brot und Naschwerk, Zigarren und Zeitungen, was jeder haben will.

Ja, Zeitungen, die sind ihnen fast das Liebste. Wissen sie doch seit Wochen und Wochen nicht, was in der Welt vorgeht. Jeder kann nur von dem Stück Erde erzählen, auf dem er gekämpft hat; das große Schicksal der Schlachten bleibt dem einzelnen Krieger verborgen.

Auf den ersten Anblick unterscheiden sich die Verwundeten nicht von gewöhnlichen Soldaten, nur daß die Uniformen beschmutzt und zerrissen sind. Aber wenn man genauer zusieht, da bemerkt man, daß der eine den Arm in der Schlinge trägt, ein anderer hat einen Kopfverband — und weiter drinnen im Wagen, da liegen die Schwerverwundeten — Gott helfe! auf bloßem Stroh — in der Uniform — und ist doch dem einen die Brust todeswund und dem andern steckt noch die Kugel im Unterleibe.

Sie kommen geradewegs vom Schlachtfeld her, aber auf was für Umwegen! — Viele Tage und Nächte sind sie auf der Reise und müssen wohl noch ebensolang fahren bis sie endlich zur Ruhe kommen.

Mit todesmatter Stimme fragt einer: „Sind wir schon in Salzburg?“ — „Nein, mein Lieber, noch nicht, aber bald,“ sagt mitleidig eine Ladeschwester. „Wie lange dauert's denn noch?“ — und sie hat nicht den Mut, ihm zu sagen, daß es noch sehr weit ist. — „Sind Sie schon recht müde?“ fragt sie teilnehmend.

Die Verbände, die die Verwundeten fragen, sind nur Rotverbände, die ihnen auf der Fahrt von den Ärzten des Ladedienstes angelegt wurden. — Viele, viele tragen noch die Kugel im Körper ohne Verband. Und die braunen Flecken, die an den Uniformen zu sehen sind, sind Blut. Einen jungen Burschen, der noch ganz frisch und gesund aussieht, fragt eine Schwester: „Sind Sie auch verwundet?“ „Da heroben hab' ich's G'schoß“, sagt er und zeigt mit der rechten Hand auf die linke Achsel, von der der Arm schlaff herabhängt.

Einem andern will die Schwester eine Schale Kaffee und eine Semmel zugleich reichen. — Er nimmt die Schale und sagt: „Bitt schön, geben's das Brot meinem Nachbar — die andere Hand hab ich nimmer!“

Tiefes, unsagbares Mitleid überkommt das Julchen, das soviel Elend sehen muß und so gar nicht helfen kann. Ganz ängstlich sieht sie die Mutter an — und die ist auch so bleich — o, so bleich — und ihre Lippen bebend.

„Die armen Soldaten!“ sagt Julchen leise vor sich hin. Da steht schon eine Ladeschwester neben ihr, faßt sie an der Hand und sagt: „Nein, Kinderl, arm sind die Soldaten nicht, sie sind stolz und glücklich, weil sie für das Vaterland ihr Blut opfern durften. Das sind edle, stolze Helden. Grad hat mir einer gesagt, wenn er gesund ist, geht er gleich wieder ins Feld.“

Und da schämt sich das Julchen auf einmal furchtbar, daß sie gesagt hat „arme Soldaten“. — Ob das recht dumm war von ihr? — Ob es doch die Soldaten nicht gehört haben?

Angstlich sieht sie sich um und fühlt dabei, wie die Labeschwester noch immer ihre Hand hält. Sie möchte gern loskommen und getraut sich doch nicht, das Händchen wegzuziehen. — Sie kann sich gar nicht vorstellen, daß sie ihre Hand jemals wieder loskriegen soll.

Zum Glück kommt auf dem anderen Geleise grade der Zug daher, in den sie einsteigen müssen, und da macht sie schnell einen Knicks, sagt: „Grüß Gott“ und nun läßt sie die Schwester los und streichelt ihr die Wange: „Leb' wohl, liebe Kleine“, sagt sie und geht wieder zu den Soldaten.

Julchen aber steigt mit Hänschen und Mutter in den Wagen.

Wie deutlich erinnerte sich Julchen an diesen Tag, als die Lehrerin vom Verwundeten-Zug erzählt! — Wie schnell hatte sie das Gedicht erlernt. Und sonderbar, heuer hatte sie gar keine Scheu vor dem Auf-sagen — sie war sogar eine von den Ersten, die sich meldeten, als die Lehrerin fragte: „Nun, wer kann mir das Gedicht schon allein sagen?“

Tapfer stieg sie auf die Treppe und sagte sich die Worte so recht vom Herzen herunter. Als sie fertig war, sagte die Lehrerin: „Sehr brav, Waldbauer“ und fuhr ihr über die Haare, „sieh mal, was du für ein gescheites Mädel geworden bist.“ O, wie war sie da stolz und glücklich!

Die Handarbeitsstunde hatte das Julchen sehr gern. Anfangs wollten die Fäden nicht recht schön einer nach dem andern aus der Leinwand herausgehen, da gab's manchemal ein großes Gewirr, aber das Fräulein zeigte ihr, wie man es machen müsse, immer schön einen Faden nach dem andern langsam

ganz herausgezogen. Mit der Zeit konnte sie es schon recht flink.

Die Mädchen wetteiferten untereinander, wer wohl am Schlusse der Stunde den größten Berg abgeben konnte, und manch kleiner Schlaumeier brachte gleich von Haus aus eine Schachtel voll mit, damit ihr Berg ja recht hoch würde.

Sehr lustig war es auch, wenn die Kinder zeichnen durften oder — aufschreiben, was sie erlebt hatten. So zum Beispiel: „Von den Soldaten“ oder „Von den Verwundeten“ oder „Wie wir sparen können“ und ähnliche Sachen. Es war nur schade, daß man nicht so schnell schreiben konnte, als einem die Sachen einfielen. Man hatte ja soviel zu erzählen. Bis man aufgeschrieben hatte, was man wußte, hatte man gewöhnlich das Schönste vergessen.

Zeichnen war dem Julchen fast noch lieber, denn da gab es keine garstigen Kleckse wie beim Schreiben. Es war merkwürdig, wenn man so vor seinem Papier saß und schrieb, auf einmal war ein großer, dunkler Fleck da — und Julchen konnte sich gar nicht erklären, woher er gekommen war.

Oder manchmal fing die Feder, die sie an den Rand der Bank gelegt hatte, ganz eigensinnig von selbst zu rollen an und rollte und rollte über die ganze Schrift. Wollte man sie dann aufhalten, so bekam man sicher die Finger tintig.

Überhaupt diese Federn! du meine Güte! — Woher das kam, hätte wohl kein Mensch sagen können, aber oft und oft rann die Tinte statt nach vorwärts in die Spitze ganz unbegreiflicherweise in die

Eisenhülle hinauf — und das war dann eine Geschichte! — Finger, Hände, Arme — alles voll!

Noch schlimmer war's, wenn beim Tintenglas irgend etwas nicht in Ordnung war. — Das passierte fast jeden Tag der einen oder der andern. Da klang's dann in zehn bis zwanzig Stimmen zugleich, nacheinander, durcheinander, in entsetzter tiefer Stimme, in erschrecktem Quietschen und in lautem Geschrei: „Fräulein, die Tinte rinnt!“ — Na, das war immer eine Bescherung! — Das Papier voll, die Hände schwarz, die Bank angekleckst und vom Glas in das Fach tropfte das dunkle Naß und machte Bücher und Mappe voll.

Da mußte schnell der große Tafelschwamm geholt werden, hernach kam das Reib Tuch und wischte alles rein — so rein es noch werden wollte — und die kleinen Schmutzfincken wurden zum Brunnen geschickt.

Es dauerte immer eine gute Weile, bis man wieder ins Schulzimmer kam — die Tinte haftere gar zu zäh auf der Haut und dann war's auch zu lustig im Hof draußen zu zweien. Was man da nur alles hören konnte! Bald aus der einen, bald aus der andern Klasse schallten die Stimmen. — Dort lernten sie das Einmaleins — hier wieder sagten sie auf: „Die persönlichen Fürwörter heißen: ich, du, er, sie, es, wir, ihr, sie.“ In einer Klasse mußte die Lehrerin furchtbar zanken, weil die Kinder nicht aufmerkten und aus einer vierten Klasse ertönte die Geige. — Dann kam wieder die Schuldienerin zum Brunnen oder sie kehrte den Hof, dann liefen die Kinder, die Wasser holen sollten, aus einer andern Klasse heraus



Das war sehr peinlich.

und so gab es immer eine Menge zu sehen und zu hören, so daß man sich gar nicht trennen konnte.

Kam man dann nach längerer Zeit — freilich war sie einem gar schnell verflogen — wieder in die Klasse, so gab's ein Donnerwetter von der Lehrerin, ja manchmal, wenn's gar zu lang gedauert hatte, mußte man sogar in der Ecke stehen.

Das war sehr peinlich — so vor der ganzen Klasse! — Man spürte ordentlich, wie aller Augen auf

einem ruhten und kam sich wie eine große Sünderin vor. Daß einem die Lehrerin so etwas antun konnte!

Und dabei mußte man doch dran denken, wie lustig es im Hofe gewesen war. Die Strafe dauerte gewöhnlich nicht lange, aber bis man sich wieder ganz wohl fühlte, verging eine geraume Zeit. — Denn wenn man auf seinen Platz kam, dann zischelten auch noch die Stimmen der Umstehenden: „Siehst du, weil du so lang ausgeblieben bist!“ — „Di, Waldbauer, ich sag's deiner Mutter“ und so weiter, alles ganz heimlich, — denn sie wußten wohl, wenn es die Lehrerin hörte, gab's Schelte — es war aber trotzdem sehr unangenehm.

Beim Zeichnen konnte es eine solche Kleckerei nicht geben — das einzige Unglück, das einem passieren konnte, war, daß der Bleistift abbrach, und den spitzte das gute Fräulein ja wieder, wenn sie auch brummte dabei und etwas vom Besserachtgeben sagte.

Wie herrlich war doch das Anstreichen mit den Farbstiften! — Immer nur dick darauf los! Sogar die Häuser und die Türen erhielten alle möglichen Farben, und war zufällig das Grün und das Rot ausgegangen, so schadete es nichts, wenn die Bäume blau wurden und die Menschen gelbe Gesichter bekamen.

Voll Eifer sah die ganze Klasse und schmierte und schmierte. — Ganz erstaunt waren sie, wenn mitten in ihre Arbeit die Glocke klang, die die Zehnuhrpause verkündete. — Ach, das war doch gar nicht möglich, daß es schon zehn Uhr war! — Was sollte man nun tun — weiterzeichnen oder essen? Beides schien gleich verlockend. — Und so entschloß man sich einmal für

das eine, einmal für das andere, je nachdem es die meisten machten — manchmal sogar für beides zugleich.

Schade war es, daß heuer die Lehrerin gar nie mit der bunten Kreide auf die Tafel zeichnete wie im Vorjahre. — Ja, die farbige Kreide kostete zu viel Geld, meinte die Lehrerin — heuer müsse man jeden überflüssigen Heller für die Soldaten und für die Armen verwenden.

Auch für Tonformen und Falten langte das Geld nicht. — Überall hieß es sparen, sparen und noch einmal sparen. — Ja, den Krieg merkte man an allen Ecken und Enden.

In den Straßen begegnete man schon sehr vielen Verwundeten. Die meisten von ihnen trugen die blauen Kappen ohne Schirm. Den hatten sie im Felde gelassen und so bedeutete eine solche Kappe immer ein Ehrenzeichen.

Eine andere neue Erscheinung waren die Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina. Die Übermacht der Russen drängte immer näher und näher ins Land herein, so daß die Bewohner der bedrängten Länder ihre Heimat verließen, um weniger gefährdete Gebiete aufzusuchen.

Eine Tages erschien eine Mitschülerin in der Klasse, die kein Wort deutsch konnte. Es war eine kleine Polin aus der Gegend nördlich von Lemberg. Die Russen waren so plötzlich in die Gegend eingefallen, daß die ganze Familie samt der Großmutter vom Mittagstische weg, wie sie eben dort saßen, zu Fuß die Flucht ergreifen mußten, um den hereinströmenden Feinden nicht zum Opfer zu fallen. —

Der Vater befand sich eben auf einer Geschäftsreise in Krakau.

Acht Wegstunden hatten sie bis zur nächsten Bahnstation zurückzulegen. — Als sie eine Viertelstunde vom Hause entfernt waren, fiel der Mutter ein, daß sie die wichtigsten Papiere im Schreibtische liegen gelassen hatte, und sie kehrte um, um sie zu holen. Sie lief in Windeseile.

Großmutter und Kinder warteten eine halbe Stunde lang auf sie, sie kam nicht mehr zurück. — Länger konnten sie nicht mehr säumen — ein Zurück war ausgeschlossen und so wanderten sie in tiefster Trauer und eilenden Fußes auf die Bahnstation zu. Dort nahm sie ein Militärzug auf. Nach langer, langer Fahrt langten sie am dritten Tage in Krakau an.

Hier suchten sie den Vater auf und flüchteten mit ihm dann weiter bis nach Niederösterreich zu ihren Verwandten.

Die arme, kleine Wanda hatte so traurige Augen und ein so blaßes Gesicht. Sie tat dem Julchen schrecklich leid. Die Lehrerin hatte den Kindern von ihrem traurigen Schicksale erzählt und sie ermahnt, ja recht lieb mit dem armen kleinen Flüchling zu sein.

Italien verhielt sich nach wie vor feilnahmlos. Dafür hatten die Österreicher und die Deutschen einen neuen Freund an der Türkei gewonnen. — — —



Wie es Winter wurde.

Schon begann es Spätherbst zu werden. Die Blätter an den Bäumen bekamen bunte Kleider und tanzten im Winde zur Erde.

Als Julchen eines Tages mit dem Brüderchen zur Schule ging, da lag ein weißer Hauch auf den Dächern und von den Bäumen raschelte es unaufhörlich herunter. „Der Reif beißt die Blätter ab“, sagte Hänschen.

Ja, da fielen sie zu Hunderten und Tausenden herab, ganz kerzengerade vor die Füße der Kinder, die mit Wonne in dem dichten Laubteppiche schaufelten. Man mußte jetzt schon einen Kragen umnehmen oder ein Jäckchen anziehen, wenn man zur Schule ging. Morgens und abends war es empfindlich kalt.

Julchen mochte den Herbst nicht leiden. Wie war es doch so traurig, wenn so nach und nach alles fortzog, was man liebte. — Erst die Vögel und die Bienschchen und die Käferlein, dann Blumen und Blätter.

So still und öde wurde es draußen in Feld und Garten! Kein lustiges Bad im klaren Flusse mehr, kein wonniges Liegen im grünen Gras.

Und die Sonne, die liebe warme Sonne kam immer später und später herauf und blieb immer kürzere Zeit am Himmel. Bald kam der kalte, rauhe Winter mit Eis und Schnee und mit den düsteren, grauen Nebeln.

Es preßte Julchen jedes Jahr das Herz zusammen, wenn sie die Blätter fallen sah. — Wie schrecklich lange dauerte das, bis die Bäume wieder grün wurden und die Vöglein fangen! — Der böse, böse Winter! — Nun sollte er wieder ins Land herein.

Wie ging es da den armen Soldaten in den kalten Bergen! Vor einer ungeheuren russischen Übermacht hatten sie zurückweichen müssen bis an die Karpathen, und da froren sie nun in den hohen Bergen gar sehr, wo schon im Oktober meterhoher Schnee lag. Für die mußte jetzt fleißig gesorgt werden, daß sie warme Socken und Stußen und Schneehauben und Halstücher bekämen.

Alle Welt strickte um die Wette, die großen Mädchen in der Schule, die Frauen im Hause, ja Julchen hatte sogar einmal, als sie durch die Stadt gingen, hinter den Spiegelscheiben des großen Kaffeehauses in der Kremserstraße feine Damen gesehen in schönen Kleidern und Federhut — mit dem Strickstrumpfe in der Hand.

Die Mutter hatte jetzt auch viel Arbeit. Sie mußte für die Frauenhilfsgruppe aus der Wolle, die diese von guten Leuten zu schenken bekommen hatte, allerhand warme Sachen für die Soldaten stricken. — Es wollte aber gar nicht recht vorwärts gehen, die arme Mutter hatte jetzt so viel Kopfschmerzen, daß sie kaum mit der häuslichen Arbeit fertig werden konnte.



... feine Damen in schönen Kleidern und Federhut mit dem Strickstrumpf in der Hand.

Da war es wirklich gut, daß eines Tages die Tante Resi aus Knittelfeld kam. Die half der Mutter fleißig und sorgte dafür, daß alles, was notwendig war, zustande kam.

An einem Samstag nachmittag durfte Julchen mit der Tante abliefern gehen. Die führte einen ganzen Wäschekorb voll warmer Sachen auf einem Schieb-

karren vor sich hin — so viel hatten sie und die Mutter gestrickt.

Im SitzungsSaale der Bezirkshauptmannschaft, wo auch die Sammelstelle für die Wäsche vom Roten Kreuz war, sollten die Sachen abgeliefert werden. — Wie staunte das Julchen, als sie in den großen Saal trat! Ringsherum an den Wänden liefen hohe Ständer, auf denen Wäsche aufgestapelt war, hoch, hoch hinauf und eng aneinander gepreßt. —

Auf einer Seite aber war alles voll von gestrickten Sachen und auch auf dem großen Tisch in der Mitte, der von einem Ende des Saales bis zum andern reichte, lag ein Stoß neben dem andern — lauter Socken und Tücher und Wadenstüßen und Schneehauben, so daß die Frau, die alles aufschrieb, was eingeliefert und was abgegeben wurde, kaum Platz für ihr Tintenzeug und ihr Büchlein fand.

Auf der Erde standen viele Wäschekörbe, alle mit warmen Strickwaren gefüllt, daneben Kisten mit Wundfäden und mit Wundpolstern, — in einer Ecke lehnten Stöcke und Krücken wohl an die hundert — und auf zwei Tischen standen Dunstgläser mit eingekochtem Obste, Medizinflaschen und Zigaretten-schachteln und daneben lagen eine Menge Bücher und Zeitungen.

Julchen mußte mit der Tante ein wenig warten, denn eben war die Frau dabei, zwei Soldaten, die neben der Tür standen, Kältschuhmittel für die Marschkompagnie auszuteilen, die morgen weggehen sollte. — Eins, zwei, drei, vier — acht, — nein zehn Zeltblätter voll trugen sie über die Stiege hinab zu dem Wagen.

Als sie kaum draußen waren, kam wieder ein Soldat. Der war im Krankenhause gewesen und sollte nun wieder an die Front. Er hatte aber kein Geld, um sich warme Sachen zu kaufen, und so kam er nun bitten, die Frauenhilfsgruppe sollte ihm eine Schneehaube und Wadenstüßen schenken. — Nach ihm kam noch einer und noch einer — jeder von ihnen hatte es dem andern gesagt und die gute Frau schenkte immer wieder her.

Endlich war Ruhe. Da nahm die Frau der Tante die Sachen ab, zählte genau nach, ob alles stimme, und gab ihr das Geld dafür. Nun mußte die Tante ihren Namen in das Büchlein schreiben und darauf konnten sie gehen.

Julchen hatte noch nie in ihrem Leben so viele Wäsche auf einmal gesehen. Und die vielen andern Dinge! — Die Tante hatte alle Mühe, ihre Fragen zu beantworten.

Ob es denn soviel Soldaten mit kranken Füßen gebe — und wohin alle die Bücher kämen und wer denn für die Soldaten koche und für wie viele Mahlzeiten das Obst wohl langen würde und wie ein Soldat im Buche umblättern könne, wenn er den Arm in der Schlinge habe — und wohin die Marschkompagnie morgen früh abziehe — wie aus einem Springbrunnen ging es.

Zu Hause hatte das Julchen nun auch viel zu tun. Erstlich an den freien Tagen beim Kochen helfen, Kartoffeln schälen und waschen, Bohnen puzen, Holz herauftragen, an den freien Nachmittagen Geschirr abtrocknen und Wolle wickeln.

Ab und zu gab es auch eine Aufgabe zu schreiben oder das Einmaleins aufzusagen oder ein Buch zu lesen, auch Leinwand zupfen und Fleckerln schneiden war eine Hauptbeschäftigung.

Wenn Julchen ihre Aufgaben fertig hatte, dann lernte sie auch mit Hänschen, der jetzt schon bis „Tisch“ lesen und bis fünf rechnen konnte. Sie mußte doch trachten, daß er auch ein schönes Zeugnis bekäme, was würde sonst der Vater sagen, wenn ihm die Mutter schreiben müßte, daß Hänschen nicht lauter Einsler hätte!

Manchmal, wenn Mihi auf Besuch kam, holten sie wohl auch die Puppe hervor. Die wurde dann als Kofe-Kreuz-Schwester angezogen, bekam eine Binde um den Arm und ein Häubchen auf den Kopf. Das Häubchen hatte Julchen selbst gemacht aus einem Stückchen Leinwand, das ihr die Mutter geschenkt hatte.

Der Hansl war jetzt ein ganzer Soldat. Die Buben aus der Umgebung hatten schon im Sommer ein Regiment zusammengestellt und kämpften nun auf Leben und Tod. Alle möglichen Fahnen hatten sie.

Zu der österreichischen, der ungarischen und der deutschen war nun auch die türkische gekommen. Die gefiel dem Hänschen besonders gut. Schwierig war es nur immer, zu den österreichischen und deutschen Soldaten auch Russen und Franzosen und Engländer zu finden, die sich hauen ließen. Dazu wollte sich eben keiner hergeben.

Ausschneiden war auch hier wieder Hänschens Stärke.

So hatte ihn einmal im Sommer im Hammerparke eine Frau angesprochen, bei welchem Heere er denn diene: „Natürlich im deutschen,“ war seine Antwort.

„Und wo sind denn die Österreicher?“ „Gleich nebenan, hinter dem Gesträuch dort!“ „Und die Russen?“ — „Die haben wir verjagt.“ — „Und die Franzosen?“ „Auch — alle. — Die Serben auch und die Japaner und die Engländer und die Montenegriner. Na, die Belgier, die trauen sich so nimmer zu rühren. Aber eine Arbeit war's! Ich dank schön! Überall sind's oben g'essen mit ihren Maschinengewehren und haben nur so runtergepeffert — aber wir haben's schon heruntergeholt — einen nach dem andern!“ —

Die Frau lachte. — „Ja, wo ist denn nun Frankreich?“ sagte sie. — „Das Hammerbacherl soll wohl den Rhein vorstellen?“ „Freilich,“ sagte der Hansl.

„Na, dann ist wohl hier Deutschland und dort drüber über der Wiese Frankreich?“ — „O, woher!“ meint Hansl, „das haben's alles schon verloren — aus dem Hammerpark haben wir sie schon ganz verjagt — nur ein paar kleine Gründe haben sie noch am Kaiserwald — aber die holen wir uns auch bald.“

„Hör mal,“ meint die Frau wieder, wenn du im deutschen Heere dienst, da kennst du wohl den General Hindenburg?“ — „Das will ich glauben!“ sagt der Hansl, „der bin ich ja selber“ — findet es aber dann doch räthlich, sich zurückzuziehen. —

Das war nun lange vorbei. Die Kriegsspiele im Parke hatten aufgehört, denn es wurde schon sehr zeitig finster und da erlaubte die Mutter dem Hänschen nicht mehr, nach der Schule so weit fortzulaufen.

Vormittags und nachmittags aber gab es Aufgaben zu schreiben. So saufte der Hansl mit seinem Kriegsgeschrei der Mutter den Kopf voll, und wenn es ihr gar zu arg wurde, schickte sie ihn in den Hof.

Als Julchen eines Tages aus der Schule kam, lag die Mutter im Bette, neben ihr stand ein Kinderwagen und darin lag etwas Winziges, Zartes mit feinen Fingerchen und festgeschlossenen Augen.

Da hatten sie ganz auf einmal noch einen kleinen Buben bekommen! Nein, wie winzig klein der war! — Julchen konnte es gar nicht glauben, als ihr die Tante sagte, daß sie selbst auch einmal so ein Würmchen gewesen sei. Sie und der Hansl auch. Ja, daran konnte sich das Julchen gar nicht mehr recht erinnern, wie das gewesen war, als sie das Hänschen bekommen hatten. Damals war sie halt selber noch ein kleines Dummerl gewesen, kaum zwei Jahre alt.

Sie hatte ihre helle Freude an dem kleinen Brüdchen. — Wenn nur die Mutter nicht krank gewesen wäre! — Da konnte man sich gar nicht so ganz vom Herzen freuen, weil einem die Sorge in den Gliedern lag.

Wenn die Mutter krank ist, ja da ist alles im Hause nur halb. — Wie viele Fragen muß man da bei sich behalten, wie viele kleine Sorgen muß man allein tragen, weil man die Mutter in Ruhe lassen muß! Und das Essen schmeckt nicht halb so gut, wenn's jemand anderer gekocht hat.

Es war aber bei all dem noch ein Glück, daß die Tante Resi da war. Die hatte alle Hände voll zu tun, das Essen besorgen, in Küche und Zimmer rein machen, das Kleine baden und trocken legen und dabei die kranke Mutter pflegen.

Ob sie das Kleine nicht ein einziges Mal ein bißchen auf den Arm nehmen dürfe, meinte Julchen —



Ganz behutsam nahm sie es auf den Schoß.

gerade als es die Tante frisch angezogen hatte. — Na, wenn sie recht, recht achtgebe — und die Tante zeigte ihr's, wie man kleine Kinder halten müsse, damit sie gut liegen.

Das Julchen merkte schon gut auf — ganz behutsam nahm sie es auf den Schoß — denn sie mußte auf dem Schemel sitzen und durfte sich beileibe nicht fort-rühren.

Nein, wie das niedlich war!

Aber schon nach ein paar Augenblicken mußte sie es hergeben und es kam wieder in seinem Korb. — Nun hätte es der Hans auch gern gehabt, aber dem wollte es die Tante nicht anvertrauen und da gab's nun ein großes Geschrei, bis die Tante ganz böß wurde, weil er der Mutter den Kopf heiß mache, und ihn aus der Stube jagte.

Da stand er nun draußen auf dem Gange und heulte lustig weiter. Als aber ein paar Kameraden vorbeikamen mit Säbel und Gewehr — da schloß er sich gleich an und vor lauter Kampfes-eifer war bald der ganze Schmerz vergessen. Nur zwei dicke Schmußstreifen im Gesichte verrieten noch, daß es Tränen gegeben habe.

Das Julchen blieb aber noch lange drinnen bei der Mutter und beim Brüderlein, bis sie sich endlich auch satt gesehen hatte und zum Stall lief, um die Kaninchen zu füttern.

In der Schule mußte sie jetzt sehr oft an das Kleine denken und oft unterbrach sie die Lehrerin mitten unterm Singen oder beim Rechnen, um ihr zu erzählen, wie es wachse und gedeihe, wie es schon die

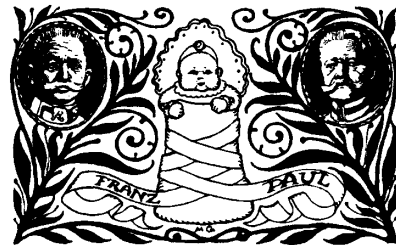
Händchen strecke und wie fest seine Fingerlein ihren Daumen umspannen könnten.

Manchmal hörte ihr die Lehrerin aufmerksam zu, manchmal lachte sie und manchmal sagte sie wohl auch: „Jetzt schön aufmerksam, später kannst du erzählen!“

Ja später! Wenn man aber grade jetzt so sehr stark daran denken mußte!

So verging Tag um Tag und schon rückte der Weihnachtsmonat heran. Die Mutter war bald wieder gesund geworden und Tante Resi fuhr wieder nach Knittelfeld zur Großmutter.

Dem Vater hatten sie es längst geschrieben, daß sie ein Brüderchen bekommen hätten, und er hatte große Freude darüber gehabt. Nach der Taufe aber schrieb sie ihm, daß es Franz Paul heiße, wie unsere zwei großen Heerführer.





Weihnachten im Felde.

Es wurde immer kälter draußen. Graue Nebelschleier hüllten die Stadt fast den ganzen Tag ein. Mutter und Kinder mußten jetzt immer in der Küche sein, denn im ungeheizten Zimmer war es zu kalt und sie konnten nicht so viel Holz und Kohlen kaufen, um auch im Zimmer zu heizen. Nur ganz selten durften sie mehr im Hofe spielen, wenn das Wetter ein wenig freundlicher war.

Man fing an, sich ganz ernstlich mit Gedanken an Nikolaus und Weihnachten zu beschäftigen.

Eines Tages sprach die Lehrerin mit ihren kleinen Mädchen wieder über die Soldaten. Sie erzählte ihnen, wie sehr die Braven unter der Kälte zu leiden hätten, wie sie oft tagelang bis an die Hüften im Schnee und Eis stehen müssen. Das alles aber halte sie nicht ab, mit ungeschwächtem Heldennute für ihr teures Vaterland zu kämpfen.

„Auch für uns kämpfen sie,“ fuhr die Lehrerin fort, „denn hielten unsere braven Soldaten nicht frei die Karpathenwacht, so kämen die Russen ins Land herein und da ginge es uns allen schlimm. Da wär's



Draußen im Felde in Eis und Schnee!

aus mit Lust und Spiel. Mit Nikolaus und Weihnacht. Nicht wahr? — Sollen wir ihnen dafür nicht auch recht dankbar sein? — Na, das will ich meinen! — Und wißt ihr, was ihr jetzt tun könnt, um ihnen eine recht große Freude zu machen? — Na, wartet nur, ich will euch's gleich sagen. — Jetzt kommt bald Weihnachten. — Hei, wie ihr da die Ohren spitzt und wie die Mäulchen süß werden. —

Na, freut euch nur drauf. — Aber denkt einmal nach Kinder, wie wird's unsern braven Soldaten zu Weihnachten gehen? — Draußen im Feld in Eis und Schnee! — Wollen wir ihnen nicht auch eine Weih-

nachtsfreude machen? — O, ich sehe euch's an, ihr alle wollt! — Und wißt ihr, wie wir das machen werden? — Ihr fragt eure guten Eltern, ob ihr für die Soldaten etwas kaufen dürft von euren Sparhellenern — Kaffee, Schokolade, Tabak, Zigarren — ich werde euch hernach auf die Tafel schreiben, was ihr alles bringen dürft. Bringt aber nichts anderes! — Wir dürfen nur solche Sachen wegschicken, die auf der langen, weiten Reise nicht verderben. Bis nächsten Montag ist Zeit. Bis zu diesem Tage könnt ihr jeden Tag bringen, was ihr habt. Am Montag aber wird eingepackt. — Das wird fein werden."

Die Lehrerin kann kaum ausreden, ganz von selber beginnt es unter der kleinen Schar zu jauchzen und in die Hände zu klatschen. — Sie wartet einige Augenblicke, bis sich der ärgste Jubel gelegt hat, und dann spricht sie weiter: „Aber wißt ihr noch was? — Wir wollen den Soldaten nicht nur gute Sachen schicken, wir wollen ihnen auch schreiben. Jedes von euch darf in sein Päckchen ein Brieflein stecken, das es selbst geschrieben hat. Wollt ihr?“

Na und ob sie wollen! Die Briefe müssen aber früher geschrieben sein, bevor die Päckchen gemacht werden. — Es ist also das Beste, gleich damit zu beginnen. „Und daß mir keine vergift“, sagt die Lehrerin, „daß sie zum Schlusse schön ihren ganzen Namen und die Anschrift dazu hinschreibt, damit der Soldat, der den Brief bekommt, auch antworten kann.“ —

Das gibt wieder Anlaß zum Jubel. — O, wie herrlich, wenn der Soldat wirklich antwortet!



Und da schreibt sie aus vollem Herzen heraus.

Schnell schreibt die Lehrerin auf die große Tafel, was die Kinder alles kaufen dürfen, und dann teilt sie Papierblätter aus. Jedes Kind bekommt einen ganzen Bogen von vier Seiten aus einem Schreibhefte.

Nein, das war zu schön, daß sie wirklich an einen ganz fremden Soldaten im Felde schreiben durften. Was soll ihm das Julchen nur schreiben? — Nachdenklich sitzt sie da und stützt den Kopf in die Hand wie ein Großes.

Was hat die Lehrerin gesagt? — Ja — wie brav die Soldaten sind und für die Schulkinder ihr Blut

vergießen, damit ihnen der Feind ihre Puppen und ihre schönen Spielsachen nicht wegnehmen kann. Und da schreibt sie aus vollem Herzen heraus: „Lieber Soldat, ich hab dich lieb,“ und dann fällt ihr ein, wie gefährlich es im Kriege ist und sie schreibt weiter: „gib nur recht acht, das dich keine —“ ja, wie schreibt man nun „Kugel“ oder „Gugel“? —

O, das Fräulein weiß es schon. Schnell steht sie auf und geht zur Treppe hinaus, wo die Lehrerin, umringt von einer Schar Kinder, steht, die alle auf Auskunft warten, und fragt: „Bitte, Fräulein, wie schreibt man denn ‚Kugel‘?“ — „Gleich, Waldbauer“, sagt die Lehrerin und schreibt erst noch die Wörter auf, um die die Kinder gefragt haben, die schon länger warten.

Julchen liest die Wörter und gleich fällt ihr wieder was Neues ein. Bald steht auch das Wort „Kugel“ an der Tafel und Julchen zieht befriedigt ab.

Nun kann's wieder weitergehen. „Kugel“. Daß darnach das Wort „trifft“ gehört, hat sie schon vergessen. Sie denkt jetzt an die Wörter, die an der Tafel stehen. Da hat sie das Wort „Antwort“ gelesen und sie wünscht sich auch gleich eine.

Sie fährt fort: „schreibe zurück — bistu gesunt ich bin kesunt und wen du hergomst besuche mich“ — sie lacht heimlich in sich hinein — ja — der Soldat soll sie besuchen, „ich wate schon und schenge dir einen Kuchen.“

Da wird er gewiß kommen, denkt sie, wenn er einen Kuchen kriegt.

Bei Mutters und Vaters Briefen steht immer was von Küffen und Grüßen. Also schreibt sie noch rasch hin: „ich küsse und grüße dich.“ — Uff! — Nun ist sie aber ganz müde — und schon sagt auch die Lehrerin: „Kinder, jetzt ist's aber höchste Zeit zum Aufhören. Wißt ihr, wie lange ihr geschrieben habt? Eineinhalb Stunden.“ — So lange! — Julchen kann es fast nicht glauben.

Ihren Namen und die Anschrift muß sie aber doch noch hinzufügen und so sagt sie dem Fräulein, das das Blatt einsammeln will: „Bitte, darf ich noch den Namen schreiben?“ — Natürlich darf sie.

Manche von den Kindern sind schon viel früher fertig geworden als sie. Ihre Briefe liegen schon auf dem Schreibtische der Lehrerin. Viele, viele Fehler stecken in diesen Blättern und Tintenkleckse, nicht zum Zählen, aber was tut das, ist doch so viel echte warme Liebe dabei! Die Soldaten werden genau so viel Freude darüber haben, wie über einen schön geschriebenen Brief eines Erwachsenen. Besonders die, die selber Kinder daheim haben.

Bis alle Briefe gesammelt sind und bis die Lehrerin nachgesehen hat, ob auch auf jedem Name und Anschrift steht, ist's gerade Zeit zum Einräumen. Was sie mitbringen sollen, können sie heute nicht mehr abschreiben. Es ist schon zu spät. Sie müssen bis morgen damit warten.

Nun bringen die Kinder Tag für Tag alle möglichen schönen und guten Sachen. In allen Klassen wird gesammelt, denn für unsere vielen Millionen Soldaten müssen sich auch wieder Millionen Hände regen und so hat die Landesschulbehörde an Alle Schul-

kinder im ganzen Lande die Bitte ergehen lassen, sie sollten zur Weihnachtszeit unserer tapferen Krieger gedenken. Voll Freude haben Julchen und Hans ihre Sparsbüchsen geleert und zusammen 3 Kronen und 25 Heller darin gefunden. Der Löwenanteil war freilich aus Julchens Kasse, Hanschen hatte nur 98 Heller in seiner Büchse gehabt, aber da hatte er gar so schön gebettelt, daß Julchen schließlich in ein gemeinsames Einkaufen und in gleiche Teilung einwilligte. — Dafür durfte sie beim Einkaufengehen das Geld tragen.

Ja, was sollte man nun kaufen? Das war eine schwere Wahl! Mutter hatte ihnen erlaubt, ganz allein zum Kaufmann zu gehen und das selbst ersparte Geld anzuwenden, wie sie wollten. Wohl hatte sie ihnen ausgerechnet, was sie für ihr Geld beiläufig kriegen könnten und gab ihnen gute Ratsschläge mit auf den Weg — den Zettel hatten sie auch, auf den sich Julchen aufgeschrieben hatte, was sie bringen durften, es war aber immer noch eine reiche Auswahl.

Zur Frau Müller sollten sie einkaufen gehen, die gleich um die Ecke herum ihren Vermischtwarenladen hatte.

Hand in Hand marschieren die beiden kleinen Leute dahin, ganz erfüllt von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe. — Da schritt man so allein in die Welt hinein und hatte furchtbar viel Geld in der Tasche.

Was konnte man damit nicht alles kaufen! Alle möglichen herrlichen Dinge gaukelten verlockend vor ihren Augen. Julchen hielt krampfhaft die Stelle ihres Röckleins, an der die Tasche saß, damit sie das Geld beileibe nicht verlieren konnte.

So — da standen sie nun vor dem Kaufmannsladen. Schüchtern klinkte Julchen die Tür auf. „Klinglinglinglinglingling“ gings da und hörte erst auf, bis Julchen die Tür hinter sich geschlossen hatte.

Ja, nun wußte sie es schon, wie man's machen mußte. Hatte sie doch schon oft genug für die Mutter Mehl und Salz und Eier und Essig geholt und dergleichen mehr, was man zum Kochen braucht. Als sie das erstemal allein einkaufen ging, da hatte sie sich freilich nicht zu helfen gewußt, wie das immer so fortklangelte und nicht enden wollte. Bis ihr die Kaufmannsfrau, die aus der Wohnung herbeikam, sagte, sie solle die Tür schließen, damit es zu klingeln aufhöre.

Daheim hat sie dann die Mutter gefragt, warum denn das so eingerichtet sei, und da hat ihr die Mutter gesagt, das müsse so sein, damit niemand etwas davontragen könne, wenn die Frau Müller nicht im Laden sei.

Ja, das wußte das Julchen jetzt schon und machte immer gleich schnell die Tür hinter sich zu.

Da standen sie nun und sahen sich mit begehrlichen Augen alle die schönen Dinge an, die es da zu kaufen gab. In den hölzernen Laden rückwärts an der Wand war Kaffee und Zucker, das wußte Julchen — aber was gab's alles hinter den Gläsern auf dem Tische! Da lagen schöne Zigarrenspitzen und gelbe Bänder, Bäckerei, Zuckerl, Kämmen, Bürsten, Briespapier und weiß was sonst noch alles!

Alles mitkommen hätten die Kinder gern gehabt, am meisten lockten sie aber die schönen Holzpfeifen, die

rechts an den Ständern hingen. Ja, wer die kaufen könnte!

Hans zupfte das Julchen am Arm: „Frag, was so eine kostet!“ — Die weiß aber den Wert der Dinge schon besser zu schätzen. „Sei still“, flüstert sie, „soviel Geld haben wir nicht.“ — „So frag!“ — raunzt er weiter. — Da wendet sich eine Frau, die schon im Laden gestanden hatte, als die Kinder gekommen waren, an das Julchen: „Was will denn der Kleine?“ — „Er möcht gern eine solche Holzpfeife für die Soldaten haben — aber die können wir nicht kaufen. Wir haben ja nur 3 Kronen und 25 Heller und Tee und Schokolade und Bleistifte und Briespapier und Zünder und Karten und Bäckerei und Zuckerln und Tabak und Zigaretten müssen wir auch noch kaufen.“ Längst hat die Kleine vergessen, daß alles zugleich nicht geht.

„Was kosten denn die Holzpfeifen da?“ fragt die Frau die Greislerin. „Neunzig Heller das Stück,“ antwortete sie und die Frau zieht die Geldtasche heraus und zahlt das Geld für zwei Pfeifen

Julchen sieht die Frau ganz erstaunt an. Muß die reich sein! — Da bemerkt sie an der Bluse der Frau die gleiche Rote-Kreuz-Nadel, die auch ihre Lehrerin trägt. — Bekannt kommt ihr die Frau auch vor und — ja nun weiß sie es — das ist ja die Labeischwester, die auf dem Bahnhofe mit ihr gesprochen hat — aber heute sieht sie aus, wie eine gewöhnliche Frau.

Und da steigt es dem Julchen ganz heiß ins Gesicht. Ob sie sich noch daran erinnert, daß sie „arme Soldaten“ gesagt hat? — damals auf dem Bahnhofe.

Aber die Frau tut gar nichts dergleichen. Sie nimmt die Pfeifen und gibt eine dem Hansl. „Da hast du, du kleiner Raunzer“, sagt sie, „wenn du schon durchaus eine Pfeife haben willst! — und du möchtest halt auch eine haben — gelt?“ — wendet sie sich an Julchen und gibt ihr die zweite. „Das ist brav von euch, daß ihr an unsere tapferen Soldaten denkt.“

Ist es möglich? Gehört nun die schöne, schöne Pfeife wirklich ihr? Julchen getraut sich fast nicht, sie anzufassen. Gleich fällt ihr aber ein, was die Mutter gesagt hat: „wenn man etwas geschenkt bekommt, muß man schön ‚danke‘ sagen“ — und sie macht einen Knicks und sagt „danke“ und dann gleich zum Bruder: „Hansi, schön danke sagen.“ Das tut er auch und gibt der Frau treuherzig die Hand. — „Grüß Gott! liebe Kinder!“ sagt die Frau, denn sie hat schon alles eingekauft, was sie braucht, und geht fort.

Klinglingling macht die Tür wieder. — „Nein, die Fräulein Margit!“ sagt die Greislerin zu ihrer Schwester, die in der Tür zur Wohnung steht, „die hat ihr Geld rein nur für andere Leut! Jetzt hat sie den Kindern wieder zwei Holzpfeifen gekauft!“

Die Kinder aber sind selig. — So schöne Pfeifen! Und nun haben sie noch so viel Geld für andere Dinge! — Es ist eine Wonne und eine Qual zugleich, dieses Auswählen und Überlegen und Hin und Her.

Frau Müller hilft mit und so ist endlich die Wahl getroffen. Schokolade haben sie und zwei Päckchen Tee und ein Viertekilogramm Zucker und ein paar Zigaretten und Briefpapier auch noch.



Die Frau zieht die Geldtasche und zahlt das Geld für die zwei Pfeifen.

Nun haben sie aber keinen Tabak zu ihren Pfeifen mehr — und das Geld ist schon alle. Lächelnd schenkt die Frau Müller noch zwei Päckchen Tabak drauf. Ist es doch für die braven Soldaten! — Strahlend vor Freude geht's mit den köstlichen Dingen heim.

Wie stolz ist das Julerl, als sie nachmittags der Lehrerin die Pfeife übergeben kann. „Die ist aber schön!“ sagt diese und freut sich selber darüber. — Auch die andern Kinder haben Liebesgaben mitgebracht. Jeder Tag bringt neue Schätze. Bald kann sie der Kasten nicht mehr fassen. Fast bleibt kein Platz für die Hefte mehr.

Am Mittwoch ist Packtag. — Da kommen erst noch eine Menge Gaben angerückt. Die gibt aber die Lehrerin erst gar nicht in den Kasten, sondern stellt sie gleich auf der Treppe auf, wo alles nach Gattungen geordnet werden soll. Unter dem Tische stehen die Zigaretten, daneben der Pfeifentabak — dann kommt das Briefpapier, die Karten und die Bleistifte und ganz zuletzt die Schwären. — Eine Schachtel nach der andern wandert aus dem Kasten heraus. So, nun ist alles in Ordnung.

Auf dem Tische steht die Wage mit den glänzenden Messinggewichten und wartet, bis sie an die Reihe kommt. Hinter der Tafel liegt ein großes Bündel aus Fichtenreisig, das eine Schülerin mit ihrer Mutter aus dem Walde geholt hat. — Jedes Päckchen soll ja mit einem Zweiglein geschmückt werden.

Die Lehrerin sieht das Schicksal dieser Zweiglein voraus — sind es doch Fichten anstatt Tannen. Die guten Krieger werden nur das leere Holz zu sehen bekommen. Aber wer vermöchte es, das den Kindern zu

jagen! — Und wird es die bärtigen Männer draußen nicht doch freuen, so viel guten Willen zu sehen?

Es sieht zu hübsch aus in der Klasse! Wie in einem Kaufmannsladen. Die Lehrerin muß den Herrn Oberlehrer holen, daß er sich auch an dem Unblicke freue.

Nachdem der Oberlehrer die Sachen reichlich bewundert hat, geht's ans Arbeiten. — Ei, wie die Wangen glühen und die Händchen sich regen! Erst bekommen sie kleine Schachteln, ein Stück Papier, einen roten Bindfaden und je zehn Stück Zigaretten. In dieses Päckchen soll auch jedes sein Brieflein stecken. Zum Schlusse kriegt jedes sein Fichtenzweiglein dazu. Wie nett sehen die Päckchen aus! Ein Mädchen sammelt sie in die Schürze und legt sie auf den Tisch.

Nun kommen die Zuckerl an die Reihe. Die Lehrerin wiegt, wieviel auf acht dkg gehen und darauf teilt ein Kind die Zuckerl aus — jedem 12 Stück — so lange sie reichen. Dazu bekommt jedes ein Papiersäckchen und wieder einen Bindfaden und ein Zweiglein. Die Zuckerln reichen nur für drei Reihen. Die vierte Reihe verpackt Bäckerei in größere Papiersäckchen. Briefe gib't jetzt keine mehr. — Nach der Reihe kommt alles dran, 10 dkg Kaffee und 5 dkg Tee, dann immer 20 Stück Zucker zum Tee und 15 Stück zum Kaffee, hierauf die Feldpostkarten, immer zehn zusammen, eine hübsche Ansichtskarte dazu und oben drauf ein Bleistift.

Julchens Pfeife kommt in eine eigene Schachtel, die mit Papier ausgefüllt ist. Schon zu Anfang hat Julchen gebeten, daß sie ihr Brieflein zur Pfeife stecken darf. — „Na, meinestwegen“, sagt die Lehrerin,

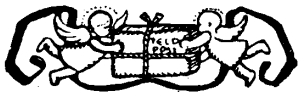
obwohl sie Ausnahmen nicht liebt. Aber Julchen hat doch gar zu schön.

Beim Einpacken muß sie immerfort dran denken, was wohl der Soldat zu der schönen Pfeife sagen würde und ob sie Antwort bekäme.

Lange, lange Tage denkt das Julchen nun an „ihren Soldaten.“ — Erst als Wochen und Wochen vergehen und wieder neue tiefe Erlebnisse auf sie einströmen, vergißt sie allmählich darauf.

Die Kinder sind mit ihrer Arbeit fertig, für die Lehrer geht's aber nun erst recht an. Am schulfreien Nachmittage stehen sie oben im Konferenzzimmer im ersten Stockwerke und geben je 25 gleiche kleine Päckchen in eine Schachtel, wickeln diese noch einmal ein und schreiben den Namen der Schule drauf. Auch die Reste aus den verschiedenen Klassen müssen noch geordnet werden. Hier ist Zucker übrig geblieben, dort Tee, dort Karten, hier hat's an Zucker gemangelt, der muß nun beige packt werden und so gibt's Arbeit in Hülle und Fülle.

Tags darauf wird alles in Kisten verpackt. Aus drei Schulen — nein aus zehn, zwanzig Schulen — aus dem ganzen Bezirke kommen alle Weihnachtsgaben im Turnsaale zusammen. Dort sieht es aus wie in des Weihnachtsmanns Werkstätte. Julchen hat's einmal gesehen, als sie wieder die Hände tintig hatte und in den Hof gehen mußte, sich waschen. Da stand grade die Tür offen und sie guckte hinein.



Bei den Verwundeten.

Das war nun eine Geduldprobe für die Kinder, bis sie auf eine Antwort auf ihre Briefe rechnen konnten! Am 23. November hatten sie ihre Brieflein geschrieben, am 26. November hatten sie die Päckchen gemacht und am 2. Dezember waren sie weggeschickt worden, damit sie nur ja rechtzeitig ins Feld kämen. — Vor Neujahr durfte man auf keine Nachricht hoffen. Wie lange dauert es aber für ein Kind vom Ende des November bis Anfang Jänner. Das ist eine ganze Ewigkeit!

Was liegt da alles dazwischen! Das Zeugnis, der Nikolaus, Weihnachten und Silvester! Jedes für sich ein Zeitraum von gewaltiger Ausdehnung.

Nun kam auch noch der erste Schnee dazwischen.

Es war gerade, als die Kinder das Gedicht „Weihnachten im Felde“ lernten.

Da wendete sich erst ein Köpfschen zum Fenster, dann noch eines und noch eines — auf einmal der Ruf: „Bitte, Fräulein, es schneit!“ — und da stürzte es auch schon in weißer Fülle herunter, so dicht, o so

dicht, eine Flocke neben der andern, immer grad hinter. — So was muß man sehen!

Das Fräulein macht die Fenster auf, und alles steigt auf die Bänke, klatscht in die Hände und ruft: „Juchhe, juchhe! Der erste Schnee!“ und eine fängt an zu singen: „A, a, a, der Winter der ist da“ — und die ganze Klasse singt mit.

Auch Julchen ist wieder mit dem Winter ausgeföhnt. Der Schnee ist doch etwas gar zu Feines! — Nun gab's auch wohl bald Eis. — Ob ihr die Muffer heuer die heiß ersehnten Schlittschuhe kaufen würde? — Es scheint ihr sehr, sehr fraglich — aber findet ein Kindergemüt nicht immer tausend Möglichkeiten, wo es so heiß wünscht?

Es geht kalt herein zum Fenster. Bald schließt es das Fräulein wieder zu — und was ist natürlicher, als daß sie jetzt die Geschichte von der Frau Holle erzählt.

Julchen hat sie schon so oft gehört und hört doch immer wieder gerne zu.

Es ist zu hübsch, wenn man schon im Voraus weiß, was jetzt kommt.

In der letzten Stunde bekommen sie die Zeugnisse. Julchen ist voller Zuversicht, daß es wieder lauter Einsen sind — aber wie sie das Papier auseinanderfaltet — da steht ein dicker Zweier da — und noch einer.

Ja — ist denn das wirklich wahr? — hat sie sich nicht geirrt? — Nein, nein, es ist volle Wirklichkeit. Breit und pafzig stehn sie da unter den vielen Einsen und blähen sich, als wollten sie sagen: „Ja, ja, wir sind auch auf der Welt.“



Der Tintenteufel.

Ganz verdußt sieht Julchen die Lehrerin an, als warte sie darauf, daß ihr diese sagte, er wäre nur ein Irrtum. Aber nein, es ist durchaus keiner. „Ja, siehst du, mein Kind,“ sagt die Lehrerin, „die Tintenteufel habens diesmal halt gar zu arg getrieben — da ist's mit einem Einsen nicht mehr gegangen. — Und im Rechnen? — Ja, wenn halt das Mädeln ein klein bißel besser aufgepaßt hätte! Ja, voriges Jahr, da wart ihr noch kleine dumme Tschapperln, da ging es noch mit dem Augenzudrücken — aber heuer — heuer müßt ihr euch die schönen Noten schon verdienen! Ein geschenkter Einsen ist ja nichts wert. Gelt ja? — Und bis zum nächsten Zeugnis gibst du dir Mühe, daß es ein verdienster wird.“

Julchen läßt den Kopf sinken. Es wird ihr so heiß im Gesicht, so schrecklich heiß. Aber weinen — nein. Weinen ist eine Schande.

Starr schaut sie auf ihre Bank und dabei schweben ihr immer die zwei garstigen Zweier vor den Augen. O, warum ist sie auch nicht braver gewesen! Da hat sie nun die Bescherung! — Was wird die Mutter sagen? — Und der Hans hat sicher lauter Einsfer.

Aber da fällt ihr ein, daß in ihrem allerersten Zeugnisse auch keine Notizen standen — nur „sehr gut“ und das tröstet sie wieder ein bißchen.

So ein verpackter erster Schneetag! —

Ganz kleinlaut schleicht Julchen nach Hause und um sie wirbeln die ersten lockeren Schneebälle. Bei den Buben geht's nicht so tief. Ist erst die Schulkür geschlossen, so ist das schlimmste Zeugnis vergessen und es wird gerauft. Und nun gar, da es Schnee gab!

Natürlich hatte der Hans lauter Einsfer im Zeugnis. — Das heißt „sehr gut“ stand drin geschrieben, — das war sehr peinlich für Julchen.

Die Mutter zankte nicht, sie sagte nur: „Ich hab' geglaubt, du wirst immer ein Zeugnis mit lauter Einsfern haben,“ und sah ganz traurig drein. Das war viel schrecklicher als die ärgsten Schelte. Nun hatte sie die liebe gute Mutter betrübt. O, wie ihr das wehthat!

Mutter sitzt mit Franz Paulchen am Fenster — da schleicht sich Julchen leise heran und flüstert ihr ins Ohr: „Ich will mich recht zusammennehmen, daß ich's wieder verbessere!“ Und die Mutter küßt sie mitten auf den Mund.

Ja, Franz Paul, der wird jeden Tag dicker und größer und seine Stimme ist schon sehr kräftig. Wird der Vater schauen, wenn er ihn sieht! So wuzzelig dicke Händchen! — Eine scharfe Linie schneidet sich



Marie Grencé
Beinahe hätte Julchen geschrien — da lag ein dicker roter Krebs.

zwischen Unterarm und Hand ein und an den Knöcheln sitzen allerliebste Grübchen. Julchen darf ihn jetzt schon manchmal eine Viertelstunde lang auf dem Schoße halten und da merkt sie sich genau jeden kleinen Fortschritt. Wie er das Köpchen hebt — wie er sich zum Licht wendet, wie er nach dem Bällchen greift — alles, alles merkt sie sich. Für ihre Puppen hat sie gar keine Zeit, seitdem die große lebendige Puppe im Hause ist.

Am Abend legen sie und Hänschen das Zeugnis vors Fenster. Es ist jetzt eine sonderbare Zeit, man weiß nicht, ob nicht die eine oder die andere Nacht der

Nikolaus vorbeikommt, und da soll er doch das Zeugnis gesehen haben.

Heute will Julchen gut aufmerken, ob sie es denn gar nicht hört, wenn er in der Nacht ins Zimmer kommt und bescheret. Lange, lange hält sie die Augen offen — aber schließlich kommt doch der Sandmann. — Julchen meint, es seien nur ein paar Augenblicke gewesen, daß sie geträumt hat, aber da steht schon die Milch auf dem Tische und Mutter ruft: „Aufstehen, Kinder! Halb sieben Uhr!“ Julchen fährt in die Höhe und tappt mit der Hand auf etwas Hartes, das auf der Decke liegt. War richtig der Nikolaus schon wieder hier gewesen, ohne daß sie es gehört hatte! Es ist zu ärgerlich! Daß sie ihn denn nie erwischen konnte.

Auch auf Hänschens Bett lag ein Teller mit Nüssen und Zwetschken und obendrauf ein grauer Preußenhelm, wie er ihn sich schon seit Wochen gewünscht hatte. — Auf Julchens Teller lagen zwei neue Schreibhefte und eine kleine Schachtel mit sechs funkelnagelneuen Federn drinnen. — Aber obenauf — ja was war denn das? — Beinahe hätte Julchen geschrien. Da lag ein dicker, roter Krebs mit zwei riesigen Scheren. Er war aber nur aus Pappe und hatte süße Zuckerl im Leibe.

„Merkwürdig, daß dir der Nikolaus einen Krebs bringt!“ meint die Mutter, „der muß die zwei Zweier im Zeugnis gesehen haben. — Du weißt doch, daß der Krebs nach rückwärts geht, das bedeutet wohl, daß es bei dir auch statt vorwärts rückwärts gegangen ist.“ „O! — glaubst du?“ — fragt Julchen verdutzt, läßt sich aber die süße Beschämung ganz wohl gefallen.

„Das nächstemal soll der Nikolaus nur schauen, da wird er schon wieder lauter Einsler finden!“ — Ja, aber Kindl, zum nächsten Zeugnis ist's Februar, da ist der heilige Nikolaus längst wieder im Himmel!

Die Tage vergingen, einer nach dem andern, so lang sie erscheinen mochten, und schon zählte man nur mehr acht Tage auf Weihnachten.

Das sind die schönsten Tage im ganzen Jahre.

Alles liegt voll heimlichen Zaubers und wunderbaren Geschehens. Die Erde ruht und läßt dem rastlosen Menschengesteir, der sich das Jahr über bemühte, dem Boden Schätze zu entringen und sie zu bergen, Zeit, sich mit dem zu beschäftigen, was über dem gewöhnlichen Leben und seinen Bedürfnissen schwebt.

So hielten es schon unsere Urväter und es entstanden in den Rauhnächten des Winters die schönsten Märchen und Sagen, ein geheimnisvolles Band umschlang in diesen Tagen die Menschen und die Überirdischen. Manch kräftiger Zauberspruch tat seine Wirkung nur um die Weihnachtszeit herum, manch' kühnes Wagemstück wollte nur um diese Zeit gelingen.

In vielfacher Abstufung sind uns diese Sitten und Gebräuche unserer Altvordern noch erhalten, mancher Aberglaube, viele Lustbarkeiten der Weihnachtszeit wurzeln in alter deutscher Vorzeit.

Voll und ganz aber ist dieses innige Verhältnis zwischen dem Menschen und dem Überirdischen in den Kindern erhalten geblieben. Stellt uns doch die Entwicklung des Einzelnen noch immer in großen Zügen den Werdegang der Menschheit dar.

In den Wochen vor Weihnachten flüstert's und raschelt's im ganzen Hause. Immer schwebt ein Unsicht-

bares in der Luft. — Hier kann man ein Goldhaar finden, dort flimmer's wie Glas — überall riecht's nach Tannen und Torten und wer ein rechtes Glückskind ist, der kann am dunklen Sternenhimmel das Christkind selber vorüberschweben sehen.

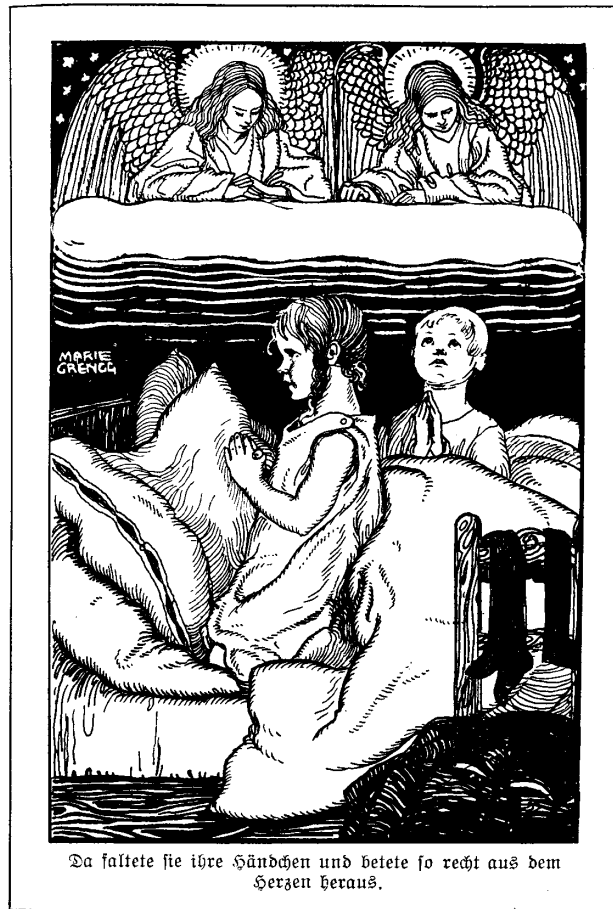
Da gehörten aber schon richtige Märchenaugen dazu.

Auch für Julchen war in der Weihnachtszeit die Welt immer voller Wunder. Sie konnte den Tag nie erwarten, an dem das Zimmer oft auf Stunden verschlossen wurde, weil das Christkind drin an der Arbeit war.

Hänschen hatte da wohl manchesmal den Versuch machen wollen, durchs Schlüsselloch zu schauen, aber Julchen hielt ihn immer gewissenhaft zurück und meinte wohl gar, daß alles zu Staub und Asche würde, wenn man fürwichtig ins Zimmer gucke.

Heuer dauerte es furchtbar lang, bis der ersehnte Tag erschien, der die Kinder aus dem Zimmer verwies. Die Mutter meinte, das Christkind hätte nicht so viel Arbeit für die Kinder wie sonst, weil es doch all sein Geld für die Soldaten brauche, und dann war auch Franz Paulchen da, den sie nicht allzuoft bei den zwei Größern allein lassen mochte. Und der Vater war auch nicht daheim, der sonst immer mit ihnen in der Küche gegessen war und ihnen das herrlichste Spielzeug aus Papier und Holz gefertigt hatte.

Es war eben heuer alles ganz anders. Mutter war grade jetzt wieder oft recht traurig — ja Julchen meinte sogar, in der Nacht, wenn sie wach wurde, manchmal ein leises Schluchzen zu vernehmen, und das kam vom Bette der Mutter her.



Da faltete sie ihre Händchen und betete so recht aus dem Herzen heraus.

Die Briefe, die der Vater schrieb, waren auch gar zu entsetzlich — erst vor wenigen Tagen hatte er erzählt, wie eine Granate einen halben Meter von ihm entfernt ein tiefes Loch in die Erde gerissen und wie ihn selbst der gewaltige Luftdruck noch zu Boden geschleudert hätte, ohne daß ihm aber ein Leid geschehen wäre.

Der Brief hatte Julchen furchtbar Angst gemacht — es war zu schrecklich, den Vater täglich, ja stündlich in solcher Gefahr zu wissen. — Wenn das Geschloß nur ein Stückchen weiter einschlug — es war zu gräßlich, es auszudenken.

Einmal am Abend vor dem Schlafengehen mußte sie besonders lebhaft daran denken, wie jetzt der arme Vater draußen in Eis und Schnee stehen müsse, während sie so ruhig ins warme Bettchen schlüpfen konnte. Da faltete sie ihre Händchen und betete so recht aus dem Herzen heraus: „Lieber Himmelvater. — Schau, ich brauch eigentlich den Schutzengel nicht so notwendig, denn bei uns ist so die Mutter die ganze Nacht da — bitte schick das Englein lieber zum Vater ins Feld, daß ihm ja nichts geschehen kann, bitte, bitte lieber Himmelvater!“ — und dann: „Gelt, Hansi, du leihst ihm dein Engerl auch?“ — Und als Hansl den Vorschlag begeistert aufnimmt und die gleiche Bitte an den lieben Gott stellt, ist sie ganz beruhigt und begreift nicht, warum die Mutter gar so sehr weint.

Auf eine ganz eigene Weise sollte heuer Julchen den heiligen Abend erleben.

Eben hatten die Kinder in der Schule ihr Morgenbet gebeten und saßen still und scheinheilig in ihren Bänken, als hätten sie die Absicht, es den ganzen

Vormittag so zu halten. Die Lehrerin sah so vergnügt drein — gewiß, die hatte wieder etwas Besonderes zu erzählen.

Und das hatte sie auch.

Nein, daran hätte das Julchen im Leben nicht gedacht, was jetzt kam! Es war zu wunderbar.

„Hört mal, Kinder,“ sagte das Fräulein, „heut gibt's eine große Freude!“

Schon glänzen alle Gesichter voll Vergnügen, ja einige Kinder beginnen schon in die Hände zu klatschen und wissen doch noch gar nicht, was kommen soll. „Na, laßt mich doch erst erzählen,“ sagt das Fräulein, „bevor ihr jubelt. — Denkt euch, der Herr Oberstabsarzt hat mich gefragt, ob ihr auch schöne Lieder und Gedichte könnt und ob ihr zu Weihnachten den verwundeten Soldaten etwas vorsingen und aussagen wollt!“

„Ja, ja, ja!“ schallt's in fünfstimmigem Chor. — „Na, das denk ich mir, daß ihr wollt — aber könnt ihr denn was?“ „O ja! o ja!“ „Nun wollen wir marschieren“, „Morgenrot“, „Das Kaiserlied“, „Den Siegeskranz“, „Ich hatt' einen Kameraden“, „Die Wacht am Rhein“ — es will nicht enden. —

„Schon gut,“ lacht die Lehrerin, „aber können wir auch ein Weihnachtslied?“

Nein, das konnten sie nicht. Nur das vom Vorjahre und das paßte nicht recht für die Soldaten. Vor lauter Krieg und Krieg war man heuer nicht dazugekommen, ein Weihnachtslied zu lernen. Das mußte nun schnell nachgeholt werden.

„Stille Nacht, heilige Nacht!“ sollten sie singen, hatte der Herr Oberstabsarzt gebeten und nun ging's an ein gewaltiges Lernen. Wie gut, daß einige von

ihnen das Lied schon kannten. Da ging's ganz geschwind damit.

Gedichte kannten sie genug. „Weihnachten im Felde“ — das sollte die Urban sagen, die immer so hübsch laut und deutlich sprach. Und „Der Verwundetenzug“ — ja, wer sollte das sagen?

„Bitte, die Waldbauer!“ riefen alle, „die sagt's so schön!“ — O, wie da das Julchen rot wurde und Herzklopfen bekam! — Es ist so sonderbar! — Wenn wir uns etwas noch so lange heimlich wünschen — wenn's dann kommt, kommt's doch wie ein Donner Schlag und trifft uns unvorbereitet.

Die Lehrerin war sehr einverstanden damit, daß Julchen das Gedicht sagen sollte, hatte sie doch ihre Sache schon zum erstenmal recht gut gemacht.

Es dauerte lange, bis sich Julchen von der ersten Bestürzung fassen konnte. — Nach und nach wurde ihr erst die ganze Bedeutung der Sache klar. — Wie es die Mutter streuen würde — und dem Vater mußte sie es ins Feld schreiben — und erst der Hans! Der würde Respekt bekommen! Nur Klein-Dummerling Franz Paul — dem konnte man noch nichts davon erzählen.

Miki Prinz, die neben ihr in der Schule saß und ihre beste Freundin war, sah sie voll Bewunderung an. — Ach, wenn man so was auch erreichen könnte! So gern möchte sie auch einmal etwas aussagen. Aber keines der beiden kleinen Mädchen hat den Mut, die Lehrerin darum zu bitten. So begnügt sich Julchen damit, die Freundin zu trösten und ihr zu sagen: „Wart nur, du wirst schon einmal drankommen.“

Und das sollte sie auch.

Am Tage vor dem hl. Abend gab es großes Zöpfersflechten zu Hause, denn die Haare mußten doch gekrauft sein, wenn man aussagte. Da gab's gar keinen Zweifel. Achtzehn Zöpfchen waren es geworden, denn Julchen hatte dickes Haar.

Das weiße Kleid war auch schon gewaschen und gebügelt. Hänschen sprang übermüdig um das Schwesterlein herum und rief: „Schneckerlmadam, hast kein Zwiebel daham!“

Nachdem die Zöpfchen geflochten waren, stopften alle drei um die Wette Zigaretten, denn Julchen mochte doch nicht mit leren Händen zu den Verwundeten kommen.

So wurde es halb neun Uhr abends — da hieß es aber, marsch ins Bett!

Die ganze Nacht träumte Julchen von lauter verwundeten Soldaten und vom Aussagen. Aber es war fürchterlich. Immer, wenn sie mitten im Zimmer stand und grade anfangen sollte — da fiel ihr auch kein Wort ein — alles wie weggeblasen. — In ihrer Angst fing sie nun an, das Einmaleins aufzusagen — und da lachten alle, lachten so sehr, daß Julchen die Ohren zuhalten mußte, aber sie lachten immer lauter und das Lachen klang wie Klappern von Blechtöpfen und jetzt rief einer gar: „Julerl, aufsehn!“

Nein, richtig! da lag sie nun in ihrem warmen, weichen Bettchen und das Klappern rührte von den Kaffeelöffeln her, die die Mutter auf die Blechtasse gelegt hatte. — Das war eine Erleichterung.

Schnell springt sie aus dem Bett, um sich fest davon zu überzeugen, daß es nur ein Traum gewesen war.

Der Vormittag will gar nicht verstreichen. Wohl muß das Julerl der Mutter helfen beim Aufräumen und beim Kochen — aber es geht heute alles so merkwürdig rasch und immer noch bleibt eine endlose Spanne Zeit.

Um drei Uhr soll sie in der Schule sein.

Um elf Uhr wird Julchen in die Wanne gesteckt und von oben bis unten gewaschen. Dann kommt die frische Wäsche und um zwölf Uhr geht alles zu Tisch.

Ja, kann man denn heute überhaupt etwas essen? — Julchen schluckte drei Löffel Suppe und ist schon satt. — Es geht wirklich nicht mehr. Die Mutter mahnt: „Julerl, dir wird schlecht werden, wenn du nichts im Magen hast.“

Der Mutter zulieb noch eine halbe Kartoffel, aber nun hat auch nicht ein Bissen mehr Platz. — „Bitte, die Haare machen“, sagt Julchen und setzt sich auf den Sessel zum Fenster. In unendlicher Geduld löst die Mutter Zöpfchen für Zöpfchen, deren festgefügte und eingeseuchtete Flechten sich nur widerwillig lösen. Mit dem Kämmen geht es nicht. Das muß die Hand besorgen. Endlich ist alles offen.

Ein Wald von Haaren hauscht sich um Julchens Nacken. Wonnic schüttelt Julchen ihre Mähne. Noch ein blaues Band darum und die Frisur ist fertig. Nun zieht ihr die Mutter das Kleid über den Kopf und glücklicherweise bleibt kein Knopf an den Haaren hängen. Weiße Strümpfe und die blankgewischsten Schuhe, und Julchen steht da in voller Herrlichkeit.

Voll Bewunderung steht Hans vor ihr. „Na ja“, meint er achselzuckend, „ein Bub kann halt kein weißes Mädli sein.“



Nun zieht ihr die Mutter das Kleid über den Kopf.

Eine ganze Stunde lang trippelt Julchen im Zimmer — das heute ausnahmsweise geheizt ist, herum. — Länger läßt sie sich aber nicht halten. — Schnell noch Zigaretten genommen und dann hinaus aus dem Haus!

Zum Glück ist das Wetter schön, so daß die Schuhe auch kein klein bißchen schmutzig werden. Schon um $\frac{1}{4}$ 3 Uhr ist sie vor der Schule. Sie ist die Erste. Bald aber kommen auch die andern daher. Fast jedes von ihnen hält ein Päckchen für die Soldaten in der Hand, die eine hat Schokolade, die andere Ansichtskarten, wieder eine Zuckerln oder Zigaretten, alle möglichen schönen Dinge. Hedwig Klein hat wieder Reisig mitgebracht. Diesesmal sind es aber richtige Tannenzweiglein.

Um $\frac{3}{4}$ 3 Uhr findet die Lehrerin schon eine ganze Schar. Die nimmt sie mit in den Turnsaal, wo sie noch eine kurze Probe haben und schwarzgelbe Schleifen und Tannenzweiglein angesteckt bekommen sollen. Eins nach dem andern legt die Überkleider ab und jetzt sieht Julchen erst, daß alle so schön angezogen sind und krauses Haar haben wie sie.

Eine feierliche Stimmung erfährt die Kleinen.

Endlich sind alle mit Schärpe und Zweiglein geschmückt. Schnell teilt die Lehrerin noch Bleistifte und Briefpapier an die Kinder aus, denen die Mutter kein Päckchen mitgeben konnte, und dann sollen sie noch einmal die Lieder singen und die Gedichte sagen, ob sie's auch wirklich können.

Da klopft es an die Tür: „Bitte, Fräulein, darf ich zuhören?“ fragt die Schuldienerin aus der Schubertschule, die im Hause wohnt. Ihr Mann ist in Prze-

mysl eingeschlossen und sie hört schon wochenlang nichts von ihm. Erst ein einzigesmal ist eine Fliegerpost eingelangt.

Ob ihr Mäderl auch zuhören dürfe — und die Schuldienerin von der Knabenschule auch. „Aber ja!“ sagt das Fräulein.

Es geht prächtig. So schön haben sie noch nie gesungen. Wie aber die kleine Urban ihr Gedichtchen „Weihnachten im Felde“ sagt, da beginnt die Schuldienerin so bitterlich zu schluchzen, daß die Kinder ganz erschreckt dreinsehen.

Auch Julchen sagt ihr Gedicht so schön wie noch nie. Nun hat sie kein bißchen Angst mehr und freut sich schon sehr, wenn sie es vor den Verwundeten auffagen darf. Wie erhebt es ihr Herz, daß es ihr vergönnt ist, mit den Helden zu sprechen, die sie so heiß bewundert. Fast kommt es ihr vor, als sei alles wieder nur ein Traum.

Um $\frac{3}{4}$ 4 Uhr wird abmarschiert. Über die Stadtrunde zum Militär-Krankenhaus. Manch einer auf dem Wege fragt, wo denn die vielen weißen Mäderln hingehen und ganz stolz antworten sie: „Zu den Verwundeten.“

An der Tür erwartet sie schon der Herr Regimentsarzt. Er grüßt das Fräulein artig und sagt gleich darauf: „Also bitte, Fräulein, nicht wahr? Ein Lied und ein Gedicht.“ — „Gewiß,“ antwortet das Fräulein — und die Kinder ahnen eine Enttäuschung.

Durch einen langen Gang geht es in ein Kämmerchen. Dort legen sie die Oberkleider ab und warten bis sie zur Feier geholt werden. Das Fräulein ruft

Julchen zu sich und sagt: „Merk auf, Waldbauer, du bist ein geschicktes Mädel. Nicht wahr?“ —

O, Julchen weiß, wenn sie ein geschicktes Mädel sein soll, dann gibt es immer etwas Unangenehmes. Aber Würde ist auch etwas wert und so fügt sie sich mit Anstand und großen Augen in die Rolle des braven Mädchens und hört zu. Sie ahnt schon, was kommen wird.

„Also hör', Kindl, du tust mir recht leid“ — und da erbarmt sich Julchen auf einmal selber von ganzen Herzen — „aber schau', du hast selbst gehört, wie der Herr Regimentsarzt gesagt hat ‚nur e i n Gedicht‘ und siehst du, da paßt doch zur Weihnachtsfeier das andere besser. Gelt ja? — Das siehst du ein. — Vielleicht dürfen wir noch ein andermal hereinkommen und da sagst du dann das deine!“

Ja, Julchen will vernünftig sein, sagt sie, dabei hat sie aber hastig mit dem Verschlucken eines gewaltigen Tränenstromes zu tun, der jeden Augenblick auszubrechen droht. — Alles ist aus! — So leer, so öd ist ihr ums kleine Herz.

Bald erscheint die Rote-Kreuz-Schwester und führt sie in das Christbaumzimmer. — Nein, einen so herrlichen Baum hat das Julchen in ihrem Leben noch nicht gesehen — und die vielen herrlichen Lichter — wie im Himmel so schön!

Lange starren ihn die Kinder ganz verzückt an und ein leises „Ah“ seufzt durch ihre Reihen. Erst nachdem sie Platz gefaßt haben, sehen sie, daß hinter ihnen die Vermundeten sitzen. —

In scheuer Verehrung blickt Julchen zu ihnen auf, und wie sie die vielen Verbände sieht, über den Kopf,

um den Arm, einer gar um das ganze Gesicht, da drohen wieder die Tränen hervorzuquellen. Schnell dreht sie sich wieder um und sieht sich den Herrn Bürgermeister an und die alten Herren in den schönen Uniformen und die schönen Frauen in den schwarzen Seidenkleidern mit der Roten-Kreuz-Binde am Arme — und da wahrhaftig — da sieht auch die gute Labe-schwester, die ihr die Pfeife gekauft hat, und winkt ihr freundlich zu. In einer Ecke lehnt ein großer, ernster Herr mit einem langen, dunklen Barte und gütigen Augen.

Alle warten nur mehr auf den Herrn Bischof, dann soll die Feier beginnen. Endlich kommt er herein. Im dunklen Talar mit violetttem Vorstoße am Kragen, das violette Käppchen auf dem Kopfe und eine breite violette Schärpe um den Leib. Auf der Brust hängt ein schweres goldenes Kreuz an einer dicken goldenen Kette. Beides ist aber nicht echt. Das echte Kreuz hat er schon längst gegen den Eisenring eingetauscht. Freundlich grüßt er die Anwesenden und setzt sich dann auf seinen Stuhl vorn in der Mitte.

Ein Franziskanermönch geht ans Harmonium und die Kinder singen „Stille Nacht, heilige Nacht“. Dazu süßes Dufte des Weihnachtsbaumes und leises Knistern der Kerzen. O, du unergründlicher, tiefer, heiliger Weihnachtszauber, der du über jedem Lichterbaume schwebst!

Die kleine Urban steht in der Mitte. Laut und deutlich sagt sie ihr Gedicht und mit wahrer Begeisterung schließt sie: „Der Heiland lasse es Frieden werden für alle Menschen auf dieser Erden. Er sende euch

Heil — und Sieg — und Glück — und führe euch wieder zu uns zurück.“ —

Noch ein artiger Knicks — und schon steht sie wieder auf ihrem Platze unter den übrigen Kindern. Ein Beifallsmurmeln geht durch den Raum: „Sehr brav!“ — „Sehr lieb“ — „Ein herziges Mädel!“ — „Wie kuraschiert sie gesprochen hat!“ und Julchen sieht die Lehrerin an und merkt, daß ihr das nicht recht ist.

Jetzt steht der Herr Bischof auf und redet etwas von Weihnachten und von den Verwundeten, dann kommt der Herr Regimentsarzt dran, dann noch ein Herr in einer schönen Uniform mit einem breiten Silberkragen und noch eine große, schöne Frau. Es dauert sehr lange, bis sie alle fertig sind. Die Kinder jappeln schon, ihre Geschenke hergeben zu dürfen.

Ja, — aber was ist denn das? — Einer nach dem andern von den Verwundeten geht hinaus, dann geht auch der Herr Bischof und der große Herr aus der Ecke.

Der Herr mit dem Silberkragen tätschelt der kleinen Urban, die sehr hilflos dreinschaut, die Wange und dann geht er auch.

Alle, alle gehen fort und zuletzt steht die Lehrerin mit ihren Kindern allein im Zimmer beim brennenden Baum.

Ja, was war das nun?

Endlich kommt eine Schwester und das Fräulein fragt sie, warum die Verwundeten weggegangen wären und ob ihnen die Kinder nicht ihre Gaben schenken dürften. „Ja, die sind oben in ihren Zimmern und sollen Bescherung haben,“ meint die Schwester. — „Ich will mal nachsehen, vielleicht dürfen die Kinder



Die Kinder gehen nun von Bett zu Bett.

später hinaufkommen, bis die andern weg sind. Bitte, wollen Sie einstweilen hier warten." Und schon ist sie fort.

Die Kinder aber haben jetzt recht Muße, den herrlichen Baum zu betrachten. Und unter dem Baume — ach, da lag ein reizendes Christkind auf Stroh aus Goldhaaren mit einem goldenen Scheine um das Haupt. — Zwei und zwei dürfen die Kinder herankommen und Baum und Jesukindlein ganz nahe betrachten.

Wie sie fertig sind, singen sie alle Lieder, die sie können, um sich die Zeit zu vertreiben. Sie kommen gar nicht zu Ende damit, so viele wissen sie. Bald sehen sie die hohen Gäste einen nach dem andern an der offenen Tür vorbei zum Ausgange gehen. Einige winken im Vorbeigehen der munteren Kinder-schar freundlich zu.

Endlich kommt die Rote-Kreuz-Schwester: „Bitte, Fräulein, kommen Sie mit herauf!“ —

Also nun dürfen sie doch ihre Gaben austheilen. Noch dazu allen, auch den Schwerverwundeten, die im Bette liegen bleiben mußten, nicht nur denen, die bei der Feier unten waren.

Leise, leise auf den Fußspitzen geht es über die Stiege hinauf. Ein Feldwebel geht voraus und meldet sie an. — Wie sie hineinkommen, stehen die Verwundeten, die außer Bett sind, Habt acht! Die Kinder grüßen artig und gehen nun von Bett zu Bett, um ihre Gaben zu verteilen. Recht genau geht es dabei nicht zu. Einer wird von zehn Kindern beschenkt, einer kriegt nur von zweien etwas.



In tiefer Ergriffenheit spricht Zulchen in bewegtem Tone das Gedicht.

Aber was tut das! — Nicht die kleinen Gaben sind die Hauptsache, sondern die freundlichen Kinder-gesichter. Seit Monaten haben die Krieger keine Kinder mehr gesehen. Wie das wohl tut! — Hat doch mancher von ihnen auch so ein kleines Mädel daheim.

Nun sollte auch Klein-Julchen den schönsten Lohn für ihr wackeres Verhalten bekommen.

Als jeder Soldat im Zimmer seine Gabe hatte, fragte das Fräulein: „Meine Herren, wollen sie haben, daß ihnen eines von meinen Mädeln ein Gedicht auf-sagt?“ „O ja, bitte sehr!“ meinten sie.

„Siehst du, Waldbauer, nun kommst du erst noch dran!“ sagt die Lehrerin und stellt Julchen vor die Soldaten hin, „nun sag, was du gelernt hast!“ Und in tiefer Ergriffenheit — steht sie doch vor dem Gegenstande ihres Gedichtes — spricht Julchen in bewegtem Tone das Gedicht. Vor ihr steht gerade wirklich ein Verwundeter mit dem Arm in der Schlinge: „Der dort trägt in der Schlinge die Hand.“ — Wie sonderbar wahr! —

Tiefe Ergriffenheit malt sich in dem Anlitze des Verwundeten. Es wetterleuchtet in seinem Gesicht — und als sie mit den Worten: „Grüße sie dankbar und merke dir's gut, dir zulieb opferten sie ihr Blut“ geendet hat — da zieht er die Kleine mit dem gesunden Arme an sich und drückt einen innigen Kuß auf ihren Mund.

Alle Umstehenden haben feuchte Augen und auch des Herrn Regimentsarztes Stimme ist nicht ganz fest, als er der Lehrerin die Hand reicht und sagt: „Ich danke Ihnen, Fräulein!“

Julchen ist tief bewegt und hat dabei doch Zeit, sich den Kopf zu zerbrechen, wofür sich der Herr Regimentsarzt bei der Lehrerin bedankt.

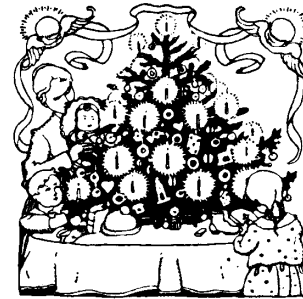
Sie gehen dann noch in mehrere Krankenzimmer und überall singen sie und sagen Gedichtchen. In einem Saal kommen sie gerade zum Baumanzünden zurecht

— außer dem großen Baum im Festsaale hatte jedes Zimmer noch seinen eigenen Baum, — das war sehr schön, besonders die Raketenkerzen gefielen dem Julchen sehr — aber das Schönste war doch der Kuß von dem Helden.

Daß sie sich gleich darnach das Mäulchen gewischt hat, weil der Bart doch gar zu arg stach, hat sie ganz vergessen.

Als die Kinder heimgingen, war es schon ganz dunkel. Vor dem Tore warteten ihre Mütter auf sie. O, wie herrlich schön war es doch gewesen! Julchen wurde nicht fertig mit dem Erzählen.

Was lag daran, daß daheim der Baum viel kleiner war als im Vorjahre, trotzdem heuer drei Kinder darunter waren, was lag daran, daß die Geschenke viel knapper waren! Julchen trug in ihrer Brust die Seligkeit des Spruches: Geben ist seliger denn Nehmen.





Das neue Jahr.

Auf den Silvesterabend freuten sich die Kinder jedes Jahr. Wie sah man da so fraulich in der Küche beisammen, Vater, Mutter, Hans und Julchen. Im Herde glühten die Kohlen dunkelrot und schmolzen das Blei auf dem Blechlöffel. Die Kinder durften ja nicht zu nahe herangehen, damit es kein Unglück gebe. Da hockten sie nun in ziemlich großer Entfernung vom Herde und guckten immerfort zur offenen Herdkür hinein, bis ihnen die Augen müde wurden. Wenn sie dann wegblickten ins Dunkle, so tanzten rote Flecke vor den Augen — hier einer — dort einer — und die fingen dann zu wandern an, immer auf und ab.

Schon war das Blei auf dem Löffel flüssig geworden und schimmerte wie eitel Silber.

Jetzt kam's! Immer hübsch vorsichtig — nicht zu nahe heran! Der Vater nahm den Löffel aus der Glut und „zisch“ stürzte die heiße, silberige Masse in das kalte Wasser im Becken, das auf dem Tische stand.

Man wartete erst eine Weile, bis das Blei auch ganz fest und starr geworden war, und dann zog es

die Mutter unter dem Jubel der Kinder heraus. — Ach, was hatte sich da Schönes aufgebaut! Aus tausend feinen Nadeln und Splintern fügte sich ein schimmernder Wald zusammen, an dessen Rand gar ein silberiges Reh graste, ein anderesmal war's ein Nest geworden oder, wenn das Blei ruhig in einem Gusse hinunterfloß, ein dickes, plumpe Ei oder eine Keule oder ein Apfel. — Nein, es war zu schön! —

Später ließen sie dann Nußschifflein im Becken schwimmen, jedes mit einem winzigen bunten Fähnchen und mit dem Namen des Besitzers drauf. Fünf Schiffe hatten sie voriges Jahr gehabt, auf einem stand „Vater“, auf dem zweiten „Mutter“, auf dem dritten „Tante Resi“, denn die war gerade zu Besuch, auf dem vierten „Julie“ und auf dem fünften „Hans“. Ringsherum ums Becken standen Pappständer, die trugen die Namen fremder Länder: Amerika, Deutschland, England, Rußland — usw. — und mit gespannter Aufmerksamkeit sahen die Kinder zu, wohin die Schiffe ihre Fahrt richteten.

Hans half dem seinen gleich mit dem Finger nach, wenn er Sehnsucht nach einem bestimmten Lande hatte. Da rief aber Julchen: „Nein, Hansi, schwindeln gibst's nicht!“ —

Hatte man genug Schifffahrt gespielt, so kam Schwarz-Peter an die Reihe. Das war auch ein herrliches Spiel. — Wer zuletzt den Peter hatte, bekam einen dicken, schwarzen Strich mit angebranntem Korke unter die Nase. Nein, wie da die Mutter zum Lachen ausah!

Ja, der Silvesterabend war jedes Jahr ein Fest für die Kinder.

Auch heuer sah man in der Küche beisammen und die Mutter hatte Bleiknöpfe zum Gießen gekauft — den Kindern zulieb. Aber die richtige Fröhlichkeit wollte nicht recht auskommen. Man fühlte die Lücke, die des Vaters Abwesenheit in die Familie gerissen hatte, heute mehr als je.

Recht verlassen kamen sich die drei vor mitsamt dem kleinen Franz Paulchen, der seinen Vater gar nicht kannte. Früher als sonst am Silvesterabend gingen die Kinder zu Bett. Nur die Mutter blieb bis spät in die Nacht hinein auf und schrieb einen langen Brief an den Vater.

Neujahr war vorbei mit den vielen Ansichtskarten, die heuer aber auch spärlicher eintrafen als sonst, und mit den lustigen Postbücheln, die Julchen immer eine ganz besondere Freude machten.

Alles ging nun wieder seinen gewöhnlichen Gang, nur daß man den lieben Vater immer mehr vermißte. Wohl kamen häufig Feldpostkarten und Briefe von ihm, das war aber ein schwacher Ersatz und man konnte ja doch nicht wissen, ob er in dem Augenblicke noch lebte, als man seine Nachrichten las.

Von den Soldaten, denen die Kinder ihre Liebesgaben geschickt hatten, kam ewig keine Antwort. Es war schon Mitte Jänner und noch nichts war da. In anderen Klassen waren schon Dankschreiben angelangt. — Der Lehrerin erbarmten ihre kleinen Mädchen schon.

„Wißt ihr was?“ sagte sie eines Tages, „damit uns das Warten nicht allzuseuer wird, wollen wir inzwischen an unsere Verwundeten im Militär-Krankenhaus schreiben. Die kriegen unsere Karten bestimmt.“

Und vielleicht antworten sie auch. Bei Briefen ins Feld ist man eben nie ganz sicher, ob sie auch ankommen."

Mit Jubel begrüßten die Kinder diesen Vorschlag und brachten schon am nächsten Tage Karten in die Schule mit. Als Anschrift schrieben sie einfach: „An die lieben verwundeten Soldaten im Reserve-Spital, Sektion IV.“

Keine Woche verging und sie hatten schon ihre Antworten. Das war eine Freude! Eine besonders schöne Karte hatte Mihi Prinz, Julchens Freundin, bekommen. Der Soldat schrieb: „Liebes Kind, ich danke dir sehr für deine Karte. Ich möchte dich sehr gerne wieder einmal sehen und mir das kleine Mädelr anschauen, das so schön schreiben kann!“

Ja, Mihi, die konnte freilich viel schöner schreiben als das Julchen und nie war ein häßlicher Fleck in ihren Heften zu sehen. Man konnte aber nicht drauf kommen, wie sie es denn eigentlich mache. Julchen freute sich mit ihr über die freundliche Antwort.

So viele Soldaten hatten geschrieben. Und alle baten, die Kinder sollten doch recht bald wiederkommen. Ja, wenn sie dürften, wollten sie wohl recht gerne — aber man mußte auch wieder etwas zum Herschenken zusammenbringen. Mancher Naschbeller wurde nun gespart, um Liebesgaben für die Verwundeten kaufen zu können und bald lag genug im Kasten, daß man es wagen konnte, wieder Besuch zu machen.

Diesmal versammelten sie sich vor dem Hause der Lehrerin und hatten keine weißen Kleider. Man ging ja auch nur zu Besuch, nicht zu einer Feier. — Als sie ins Zimmer 10 kamen, rief ein Soldat: „Wo ist

die Mihi Prinz?“ — Die Lehrerin führte sie zum Bette hin und da konnte er nun das kleine Mädelr wirklich noch einmal sehen und ihr die Hand drücken.

Solche Besuche machten sie nun öfters. Am schönsten war es, als sie einmal Faschingkrapsen verteilen durften. Das war eine Freude!

Es traf sich gerade zufällig, daß an diesem Tage der Herr Photograph im Hause war und da sollten die Kinder gleich mit aufs Bild. — Alle Soldaten, die nicht im Bette lagen, mußten in den unteren Teil des Zimmers treten, wo eben auch die Kinder standen. Die oberen Betten waren leer, so konnte wirklich alles aufs Bild kommen, Soldaten, Kinder und Krapsen. Mihi Prinz stand bei „ihrem Soldaten“ und reichte ihm die Hand, einige Kinder wurden zwischen den Betten aufgestellt, andere blieben rückwärts stehen, nur für Klein-Julchen wollte sich kein richtiger Platz finden.

„Komm, Waldbauer“, sagt die Lehrerin, „setz dich auf den Sessel da! Da hast du's ganz besonders hübsch.“ Julchen gehorcht — sie ist ganz überzeugt, daß alles, was die Lehrerin sagt, richtig ist. Nur als sich die große Mayer Hilda mit dem dicken Lockenkopf grade vor sie hinstellt, wird ihr ein klein wenig bange. Sie streckt sich und reckt sich, um doch wenigstens mit einem Auge zu sehen, was der Herr Photograph macht.

Der rückt einen Tisch zwischen die zwei Bettreihen und — nein, wie komisch! — jetzt springt er mitten hinauf und baut sich oben seinen Kasten auf drei Beinen auf. Einigen Kindern ruft er noch zu, wie sie stehen sollen und dann sagt er: „So, jetzt ganz

ruhig!“ — — und hält die Hand mit der runden Pappscheibe weg.

Gerade in dem Augenblicke rückt der Lockenkopf ganz vor Julchen, so daß sie gar nichts sehen kann. Na, wenn sie sich nur schön gerade hält und nicht blinzelt, wird's schon recht sein. Wie ein Stein sitzt Julchen auf ihrem Sessel und rührt und regt sich nicht, bis der Herr Photograph ruft: „So — ist schon fertig.“

Als die Kinder nach vier Wochen die Bilder bekamen, konnte sich Julchen gar nicht erklären, daß sie auf dem Bilde nicht zu finden sei, wo sie doch auch im Zimmer gewesen war.

Bald kamen die kalten Tage. Der Turnplatz im Hofe der Goetheschule war heuer kein Eisreich, brauchten ihn doch die Soldaten zum Exerzieren, und da gibl's keinen Unterschied zwischen Winter und Sommer.

Nur selten durften die Kinder mit ein paar größeren Mädchen zum großen Eislauffeiche in der Stadt zusehen gehen. — Zum Schlittschuhlaufen war das Julchen noch immer zu klein, und dann hatte die Mutter heuer auch viel zu wenig Geld, um Schlittschuhe kaufen zu können. Julchen hätte sich gar nicht getraut, darum zu bitten.

Da stand sie nun vor der blanken Fläche und hatte das Herz voll Sehnsucht. — Wie köstlich das sein mußte, so dahinzuschweben. In der Mitte liefen die, die es schon recht gut konnten. Was machten die für schöne, weiße Bogen — immer rund im Kreis und dabei kamen sie bald auseinander, bald zusammen und so oft sie sich trafen, reichten sie einander die Hände.



Da stand sie nun vor der blanken Fläche und hatte das Herz voll Sehnsucht.

Wie schön sich die Körper bogen in den eng-anliegenden gestrickten Schneekleidern.

Am besten gefielen dem Julchen die weißen, aber auch die roten und grünen Jacken sahen recht lustig aus. Zwischen den bunten Eiskleidern bewegten sich heuer auffallend viele graublau Uniformen. Auf der

Eisbahn wie auf der Straße nichts als Soldaten und Offiziere.

Herrlich war das Engerlfliegen. Da faßten sich ihrer zwei an den Händen, beschriebenen einen Halbogen und flogen dann mit weitausgebreiteten Armen weit, weit in die Fläche hinein. Wer's noch nicht sehr weit gebracht hatte, glitt schön sanft und ruhig am Rande des Teiches dahin, immer rundum, manche allein, manche zu zweien und zu dreien, ja manchmal hatten sich ganze Ketten gebildet. Wenn das aber der Eismeister sah, dann murrte er, das solle nicht sein, weil die andern dadurch im Laufe gehindert wären.

Zwischen die Großen hindurch liefen mit großem Geschrei und Hallo die Buben. Sehr oft spielten sie Nachlaufen, und wer ihnen da in den Weg kam, wurde rücksichtslos umgerannt. Das gab dann ein arges Schelten. Da standen sie und pufsten den Schnee von den Kleidern und zankten über den schlimmen Buben — aber wo war der inzwischen!

Sehr beliebt war auch das Hockerlfahren — einer hockte sich nieder und der andere zog ihn hinter sich her.

Am wichtigsten war aber heuer das Kriegsspiel. Ganze Regimenter von Buben stürmten mitten durch die Großen aufeinander los und prügelten sich wohl gar, so lange, bis der Eismeister ein strenges Verbot gegen das Kriegsspiel auf dem Eise ergehen ließ.

Von Zeit zu Zeit legte der große Besen über das Eis und säuberte die Bahn von dem aufgescharrten Schnee. — Immer in großen Bogen über die weite Fläche — hinter dem Besen lag die Bahn ganz glatt und glänzend. Vor ihm aber war der Grund schneeig

und weiß. Man hätte gar nicht gedacht, wie viel Eis die hundert Schlittschuhe, die sich darauf bewegten, zerscharften.

Ja, das Schlittschuhlaufen war eine herrliche Sache. Wer doch auch dabei sein könnte! — Aber nächstes Jahr! Da war der böse Krieg aus und der Vater kaufte dann gewiß Schlittschuhe.

Waren die Füßchen vom langen Stehen ganz kalt und starr geworden, so zogen die Kinder wieder ab.

Tulchen ließ sich ganz gern von den großen Mädchen im Kinderschlitten heimsühren und Hänschen hielt sich für das versagte Vergnügen auf dem Eisplaz durch eifrige Benützung der vielen „Schleifen“ schadlos, die ihnen in den Weg kamen, nicht zum Besten seiner Schuhe, die ohnehin jeden Monat frisch gesohlt werden mußten.

Das große Fach im Schulkasten, das für die Wundfäden bestimmt war, war nun schon einigemale gestopft voll gewesen und wieder geleert worden. Die großen Mädchen in den oberen Klassen füllten sie in Wundpöflster und die wurden dann in die Militärkrankenhäuser, deren es nun schon sechs in der Stadt gab, abgeliefert.

Schon in den letzten Wochen war es schwer gewesen, die nötige alte Leinwand zum Zupfen herzuschaffen, fast niemand hatte auch nur ein Stückchen alte Wäsche mehr und so wurde eines Tages das letzte Fleckchen gezupft.

Für die nächste Handarbeitsstunde sollten die Kinder Wolle und Häkelnadel bringen, denn nun sollten sie Häkeln lernen. Ein Knäuel starke, weiße Wolle und eine dazu passende Häkelnadel sollten sie

bringen, hatte das Fräulein gesagt. Das Julchen freute sich schon sehr auf die neue Kunst. Wie appetitlich das schöne, weiße Wollknäuel aussah!

Da saßen sie nun in ihren Bänken, hatten Wolle und Nadel vor sich liegen und wußten nicht, was damit beginnen. — Doch! — Einige konnten ja schon Luftmaschen machen, ein paar Geschicke sogar auch schon feste Maschen und warteten nur aufs Anfangen.

Zu denen kam die Lehrerin zuerst — und bis sie alle den Anfang hatten, war die Stunde um. — Zu den andern kam die Lehrerin gar nicht mehr. Das war eine langweilige Stunde!

So gar nichts zu tun und doch voll Begierde, etwas Neues zu lernen! In den Ferien hatte die Mutter eben gar wenig Zeit gehabt, sich mit Julchen zu beschäftigen und seit Franz Paulchen da war, noch viel weniger. Ja, da hieß es geduldig sein!

Noch eine zweite Handarbeitsstunde brachte Julchen auf die gleiche Weise zu. Und das war das Allerlangweiligste, daß jetzt nicht einmal gesungen und erzählt wurde, weil die Lehrerin beim Anfangen immer zählen mußte. Freilich hatte sie gleich in der ersten Häkelstunde den Kindern gesagt: „Wer noch nichts zu tun hat, der nimmt sein Lesebuch und liest!“

Das Lesebuch hatten sie wohl herausgenommen, aber gelesen hatte auch nicht eine! — Man wußte eben doch nicht, ob man nicht bald dran käme und da fehlte die nötige Sammlung zum Lesen.

Endlich, endlich in der dritten Häkelstunde kam Julchen an die Reihe. Voll Aufmerksamkeit sah sie der Lehrerin zu, wie diese den Faden um die Nadel schlang und ihn dann durch die Schlinge durchzog. — „Bitte,

ich kann's schon,“ sagt sie und übernimmt Wolle und Nadel von der Lehrerin — aber — wie war's nur? Sie hat doch so achtgegeben! — Ja, es nützt alles nichts, sie bringt's allein nicht zuwege. Die Lehrerin muß ihr den Faden um dem Finger legen und die Nadel in die Hand geben.

So, jetzt! — Julchen versucht's und versucht's — aber immer entschlüpft ihr der widerspenstige Faden, erst als ihr die Lehrerin die Hand führt, da geht's. — Julchen soll die Wahrheit des Spruches erfahren: „Aller Anfang ist schwer“. —

Nach einigen Versuchen gelingt es endlich und mit der Zeit hat sie eine ganz schöne lange Schnur gemacht. Die darf sie der Mutter nach Hause bringen.

Nun kommen die festen Maschen an die Reihe. Wieder freut sich das Julchen drauf und wieder gibt es eine Enttäuschung. — Die waren ja noch viel schwerer! Es vergehen wieder drei bis vier Handarbeitsstunden, bis es Julchen erlernt hat. — Sie kann nun allein weiterarbeiten, bis der Waschlappen fertig ist. Immer eine Masche hübsch neben der andern, immer gleich in die nächste hinein, keine Masche auslassen und in jede nur einmal hineinstecken. — Die erste Reihe, die Julchen allein häkelt, ist ganz lustig — die zweite kommt ihr schon viel länger vor — und die dritte will gar kein Ende nehmen.

Etwas kleinlaut fragt sie die Lehrerin: „Bitte, wieviel Reihen müssen wir denn machen?“ — „Fünfundzwanzig,“ sagt die Lehrerin — und Julchen kann's nicht fassen. Fünfundzwanzig Reihen! — Damit wird man überhaupt nicht fertig.

Da ist es nun sehr, sehr angenehm, daß Mutter Heinzelmännchen spielt, während die Kinder schlafen. Mit ihrer Beihilfe ist der Waschlappen unter drei Wochen fertig.

Die Kinder hatten sich nach und nach mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß die Päckchen, die sie ins Feld geschickt hatten, nicht angekommen seien, denn schon war es Mitte Februar und noch kein Lebenszeichen war eingetroffen.

Wie freudig überrascht waren sie deshalb, als eines Tages die Schuldnerin der Schubertschule den Kopf zur Tür hereinsteckte und fragte: „Bitt’ schön, Fräulein, da ist heute eine Karte angekommen, auf der steht: „An die Damen in der zweiten Klasse Goetheschule“ — gehört die vielleicht daher?“ —

„Ja, die zweite Klasse Goetheschule sind wir wohl,“ sagt die Lehrerin, „aber Damen gib’t hier keine. Nun, wollen wir mal sehen“ — und sie nimmt die Karte, liest, schüttelt den Kopf und lacht dann, lacht aus vollem Herzen.

„Nein, Kinder!“ ruft sie, „so was! — Denkt euch, ein Herr Hauptmann aus dem Felde hat euch eine Karte geschrieben — aber der glaubt, ihr seid Damen! — So was Spaßiges! Ihr seid doch alle mitsammen noch kleine dumme Passcherln!“

Da bricht auch schon das Hallo los: „Bitte, vorlesen! — Hau! Damen! — Wir sind Damen!“ —

„Also seid hübsch ruhig und hört zu,“ sagt die Lehrerin und dann liest sie: „Meine sehr verehrten Damen! Ich sage Ihnen den wärmsten Dank für die schönen Liebesgaben für meine Soldaten. Bleiben Sie immer so lustig und gesund und mit Gottes Hilfe

wollen wir die Feinde schon besiegen. Mit den besten Empfehlungen unterzeichnet sich Kamillo Handel, Hauptmann.“

Auf der andern Seite stand Feldpostnummer, Regiment und Kompagnie angegeben, so daß man wohl wußte, wohin man eine Antwort senden konnte.

Dem Vorlesen folgt wieder ein herzliches Lachen von Kindern und Lehrerin. „Na, das müssen wir dem Herrn Hauptmann aber schreiben,“ sagt die Lehrerin, „daß wir keine Damen sind, sondern noch kleine, dumme Passcherln. Gleich morgen wollen wir das tun!“ —

Und so bekommt der Herr Hauptmann eines Tages fünfzig Brieflein in einem Feldpostpäckchen, die alle auf längere oder kürzere Weise versichern, daß er sich geirrt habe und daß sie alle noch kleine Mäderl seien.

Die eine oder die andere erkundigt sich noch, wie es ihm gehe, was die Russen machten und wie es denn im Felde aussehe. Noch auf dem Heimwege muß das Julchen lachen, daß sie eine Dame sein soll. Und daheim lachen Mutter und Hänschen auch.

Einige Tage hernach treffen noch einige Karten aus dem Felde ein, dieses Mal an einzelne Kinder gerichtet und ein Brief ist auch darunter. So erhielt man, wenn auch spät, doch noch seine Antwort aus dem Felde.

Der Brief gehörte dem Julchen. Es ging jetzt schon etwas besser mit dem Lesen von Schriften Erwachsener, aber es war doch sehr angenehm, daß die Lehrerin den Brief vorlas. Was stand da aber drinnen! Nein, eine solche Überraschung! „Liebes

Juler! — Es freut mich sehr, daß du mir geschrieben hast und dein Packerl habe ich auch bekommen. Ich danke dir sehr für die schöne Pfeife, und wenn ich heimkomme, besuche ich dich ganz gewiß, denn ich wohne ja im selben Hause! Schau nur, daß der Kuchen recht schön wird. Es küßt und grüßt dich — Huber Franz.”

Nein, das war zu schön, jetzt war ihr Päckchen zu dem Huber Franz ins Feld gelangt, der nebenan wohnte! Julchen erinnert sich noch, wie er beim Abmarsch in der Kremserstraße der Mutter die Hand gedrückt hat.

Durch einige Tage hindurch liefen jetzt die Antworten aus dem Felde ein, die Kinder schrieben wieder zurück, dieses Mal von daheim und so verging der Winter, man wußte nicht wie. —



Frühling 1915.

Das war ein trauriger Frühlingsanfang! Przemysl, die treue, standhafte Festung war gefallen. Nicht die Geschütze des Feindes hatten sie zum Wanken gebracht, nicht die Angst vor der eisernen Flut, die sich an ihre Wälle drängte. Der Hunger hatte den Helden das Mark aus den Knochen gesogen und die die Sichel des Sensenmannes verschont hatte, wankten als kraftlose, abgeehrte Gestalten durch die Straßen.

Ein letzter, verzweifelter Ausfall schlug eine tiefe Bresche in die Reihen der Feinde. Aber zu retten war die Festung nicht mehr.

Da entschloß sich der heldenmütige Verteidiger General Kusmanek mit schweren Herzen zur Übergabe. Vorher ordnete er noch die Sprengung aller Werke an, und so vernichteten die Österreicher selbst die mühevollen Arbeit von Jahrzehnten, damit sie nicht als willkommene Beute den Feinden in die Hände fiel.

Ein Flammenmeer durchglühte den Himmel und ein Tosen und Dröhnen erfüllte die Luft, als sei der

jüngste Tag angebrochen. Wie tausend Höllen flammte es auf, ein allgewaltiges Totenfeuer der sterbenden Festung. Um drei Uhr nachmittags erfolgte die Übergabe. In düsterem, schweigendem Zuge schritten die Helden ins Lager des Feindes.

Wie eine dumpfe Last lagen die Ereignisse auf allen Gemütern. Keiner im ganzen weiten Reich konnte so recht des erwachenden Frühlings froh werden.

In der Schule beteten sie jetzt statt: „Lieber Gott, hilf uns, daß wir siegen“, „Lieber Gott, schenke uns den Frieden.“ — Ach, nur Frieden um jeden Preis und keine so schrecklichen Opfer mehr! — Ein müdes Sichergeben war über alle gekommen.

Nur nicht über die Helden draußen im Felde. Die kämpften unermüdet und zuversichtlich wie zuvor und hofften unerschütterlich auf den Sieg der gerechten Sache.

Wie ein Wunder war es, daß Julchens Vater noch keine Verletzung davongetragen hatte und auch bis jetzt von Krankheiten verschont geblieben war. In einem der letzten Briefe hatte er sogar geschrieben, daß er wahrscheinlich bald eine sehr erfreuliche Nachricht senden werde. Was das nur sein konnte? Julchen war schon sehr neugierig darauf.

Die Zeit rollt weiter und weiter. Sie bringt das zweite Zeugnis, das diesmal wirklich wieder in lauter Einsen prangt, sie bringt aber auch die Brotkarte.

Vom 11. April an gibt es keine Semmeln mehr. Und Brot kaufen kann auch nicht jeder so viel er will und Mehl auch nicht. Weißes Mehl ist bald überhaupt nicht mehr zu bekommen, nach und nach wird

die Mehlspeise in den Verkaufsläden alle, der Speiszettel wird immer einfacher.

Eine neue Speise erscheint jetzt auf dem Tische, die Polenta, das ist ein Gericht aus Maismehl. — Es sieht ganz appetitlich gelb aus, als steckten eine Menge Eier drin und schmeckt auch ganz gut. Auch den Maiskuchen lassen sich die Kinder wohl gefallen, aber den gibts nur an hohen Feiertagen. Zum Frühstück und zur Jause kriegen sie nur mehr Kriegsbrot.

Julchen fragt, warum das alles jetzt so ist, und da erfährt sie, daß der Staat alle Mehlvorräte aufgekauft hat und daß es ausgerechnet worden ist, wieviel Brot oder Mehl jeder Mensch im ganzen Reiche kriegen darf, damit es bis zur nächsten Ernte langt.

Darnach sind die Brotkarten eingeteilt worden und jetzt heißt es, sich nach der Decke strecken.

Julchen freut sich über die bunten Farben der Brotkarten. — jede Woche sehen sie anders aus — und hebt sich den Teil mit dem Adler, für den man kein Brot kriegt, immer als Lesezeichen auf.

Ins Militär-Krankenhaus dürfen die Kinder jetzt nicht mehr gehen, seitdem ein Soldat aus dem Felde mit choleraähnlichen Erscheinungen angekommen ist. Wohl war der sofort ins Krankenhaus für ansteckende Krankheiten gekommen, aber es war sicherer, nicht mehr zu den Soldaten zu gehen. Bei ihrem letzten Besuche hatten die Kinder den Verwundeten die Waschlappen und Waschhandschuhe mitgebracht, die sie selbst gehäkelt hatten. Sie durften sie ausleihen, wie sie wollten. Mihs Waschhandschuh bekam natürlich „ihr Soldat“.